Das
deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XXI. Band.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1856.

Geschichte

der

deutschen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1856.

Das deutsche Volk

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XXI. Band.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1856.

Inhaltsverzeichniß
des zweiten Bandes.

Erstes Buch. Fortsetzung.

Zweites Buch.

Von Herder's und Goethe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode.
c. 1770 — c. 1805.

Sechstes Capitel.

Lessing.

Die literarischen Erzeugnisse, welche im ersten Bande den Gegenstand unserer Darstellung ausmachten, schließen ihre Einwirkung auf die geistige Bewegung der Nation gewissermaßen mit ihrem Jahrhundert ab. Selbst der größte unter den dort geschilderten Dichtern, so hoch er unter seinen Genossen hervorragt und mit der Fülle seines poetischen Gefühls sprachgewaltig die Gemüther erregt, selbst ein Klopstock reicht mit seinem unmittelbaren Einflusse kaum über die Grenze seines Lebens hinaus und gilt den Jetztlebenden mehr als eine ehrwürdige historische Erscheinung, denn als ein mit jedem neuen Geschlechte in unvergänglichem Glanze fortlebender Nationaldichter.

Wir gelangen jetzt zu dem mit Geisteskraft und Geistesklarheit in gleichem Maße ausgerüsteten Manne, der nicht nur durch seine lebendige Einwirkung auf seine Zeit für das Geistesleben und die Literatur seines Volkes neue Bahnen eröffnete, von den Mitlebenden meist nur halb verstanden und oberflächlich beurtheilt, sondern noch unserm Jahrhundert, das erst zum vollen Verständniß seines geistigen Gehaltes durchgedrungen ist, als ein Stern voranleuchtet, welcher aus den oftmals verworrenen Bestrebungen zur Klarheit führt und Allen, die im Dienste der Wahrheit stehen, das unverrückbare Ziel weist, beides ein Reformator seines Zeitalters und ein Seher der Zukunft — Lessing.

Es kann nicht sowohl unsere Aufgabe sein, den Gehalt seiner wissenschaftlichen Ansichten und Forschungen sowie die Bedeutsamkeit seiner literarischen Thätigkeit für einzelne Zweige des Wissens ausführlich zu würdigen, als vielmehr deren individuelle Veranlassungen und Beziehungen zu den Ereignissen seines Lebens biographisch nachzuweisen und insbesondere seine Stellung zur Nationalliteratur hervorzuheben.

In dem Schooße des patriarchalischen Familienlebens in einem frommen protestantischen Pfarrhause fand unser Lessing die erste Erziehung und Bildung, eine Gunst des Geschickes, die sich in dem Leben vieler unsrer größten Männer bewährt hat. Sein Vater Johann Gottfried Lessing war seit 1714 Diaconus und seit 1733 erster Prediger zu Camenz in der Lausitz; die Mutter war die Tochter seines Vorgängers im Amte. Es war daher ein natürlicher Wunsch der Eltern, daß der älteste Sohn, Gotthold Ephraim, der ihnen am 22. Januar 1729 geboren ward — eine Reihe von Söhnen und Töchtern folgte ihm noch nach —, in die Fußstapfen des Vaters und Großvaters treten und dereinst im geistlichen Amte seinen Lebensberuf finden möge. Um so sorgfältiger wurde von vornherein auf den Unterricht des Sohnes, dessen geistige Anlagen sich frühzeitig verriethen, Bedacht genommen. Gottfried Lessing war keineswegs ein Prediger gewöhnlichen Schlages. In seiner Jugend hatte er die Absicht gehegt, sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. In Wittenberg, wo er seine Studien mit einer Vielseitigkeit, die sich selbst auf die englische Literatur erstreckte, betrieben hatte, erwarb er sich durch die 1717 zum Jubelfeste der Kirchenreformation herausgegebenen Vindiciae reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praejudiciis einen gelehrten

Ruf, den er später noch durch mehrere theologische Abhandlungen und eine Uebersetzung von Tillotson's Predigten so sehr erhöhte, daß er mit den angesehensten der älteren Theologen, einem Mosheim, Rambach, Löscher und anderen in fortgesetztem Briefwechsel stand.

Nachdem der Sohn den ersten Unterricht vom Vater und eine Zeitlang zugleich von einem Privatlehrer, einem Bruder des nachmals mit Lessing befreundeten Christlob Mylius, erhalten hatte, wurde er der Camenzer Stadtschule übergeben, bis der Vater Gelegenheit fand, ihn 1741 unter die Zöglinge der Fürstenschule zu Meißen aufnehmen zu lassen. Unter der strengen Zucht dieser Anstalt, mochte sie auch manches Einengende und Pedantische für den nach frischer geistiger Bewegung verlangenden begabten Jüngling haben, gewann er einen festen Grund in den alten Sprachen, nicht ohne zugleich von dem poetischen Reiz der Literatur des Alterthums ergriffen zu werden. „Theophrast, Plautus und Terenz," äußerte er später, „waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte." In dieser Wahl spricht sich schon ein Vorgefühl seiner künftigen Bestimmung aus, wie uns sein Fleiß in den mathematischen Lectionen schon auf die Neigung zu scharfer Denkthätigkeit hinzuweisen scheint. Versuche in deutscher Poesie fanden neben den lateinischen Versexercitien eine Stelle; er lernte Haller und das Beste der hallischen Dichter kennen, übersetzte nach ihrem Vorgang den Anakreon und entwarf nach den Erfahrungen und Beobachtungen, wozu ihm die kleine Welt, die ihn umschloß, Gelegenheit gab, ein Lustspiel der junge Gelehrte, in dessen Tendenz sich schon ein Streben nach Befreiung von gelehrtem Pedantismus kundgiebt. Ein Gedicht über die Mehrheit der Welt und

ein anderes über die Kesselsdorfer Schlacht, das verloren gegangen ist, entstanden in jenen Schülerjahren.

Mit seinem siebzehnten Jahre hatte er den Schulcursus hinlänglich beendigt. Auf eine Anfrage des Vaters ertheilte ihm der Rector Grabener das Lob: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Der Vater suchte daher höhern Orts um die Entlassung seines Sohnes vor dem Ablauf der gesetzmäßigen Frist nach. Am 30. Juni 1746 hielt Lessing seine Abschiedsrede, in der er de mathematica barbarorum (d. h. der Nichtgriechen) handelte; sie scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Dankbar versicherte er öfters, daß er es der Meißner Fürstenschule verdanke, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden sei. „Wie gern wünschte ich,“ bekannte er acht Jahre später in der Vorrede zu seinen kleinen Schriften, „mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hause begab sich Lessing im Herbst des Jahres 1746 auf die Universität Leipzig. Nach dem Plane des Vaters sollte er sich der Theologie widmen, um in ein Predigtamt, vielleicht dereinst in die geachtete Stellung des Vaters einzurücken oder sich als akademischer Docent der theologischen Wissenschaften einen Namen zu machen. So mochte sich auch der Jüngling, der zum erstenmal aus klösterlicher Umgebung in die Welt eintrat, anfangs seine Zukunft ausmalen. „Ich komme jung von Schulen,“ schreibt er einige Jahre später an seine Mutter, „in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im

Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt habe.“ Er fing an, verschiedenerlei Vorlesungen zu hören und vertiefte sich in die Büchergelehrsamkeit, namentlich in Wolff's philosophische Schriften; allein seinem Streben vermochte nichts ein Genüge zu leisten, nichts ihn auf die Dauer zu fesseln. Nicht lange, so „gingen ihm die Augen auf;“ er sah ein, „die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen.“ Er kam in Umgang mit Leuten von einer andern als bloß gelehrten Bildung und schämte sich seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit. Er lernte tanzen, reiten, fechten und „suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen.“

Hieraus wird es schon klar, daß sich Lessing nicht zu den Jünglingen des sich damals bildenden Leipziger Dichtervereins hingezogen fühlen konnte. Diese hielten sich innerhalb der Schranken eines regelrechten Studienfleißes und bewahrten streng den sittlichen Anstand, mit dem es Lessing in seinem aufsprudelnden genialen Jugendmuthe nicht immer genau nahm. Dagegen fanden sich unter seinen frohen Genossen auch einige Schauspieler und jener Christlob Mylius, der mit dem Verein der Bremer Beiträger gebrochen hatte. Mylius, schon seit 1742 auf der Universität, lebte in großer Dürftigkeit; sein cynisches Wesen, seine zerrissene Kleidung, seine ganze äußere Erscheinung erregte in dem zierlichen Leipzig nicht geringen Anstoß. Obwohl er ohne höheres Streben und ohne edleren sittlichen Sinn war, zeigte er doch eine gewisse geistige Regsamkeit, besonders als Herausgeber der „Ermunterungen“ und der mehr wissenschaftlichen Zeitschrift „der Naturforscher.“ Mehrere seiner naturhistorischen Abhandlungen zogen die Aufmerksamkeit gelehrter Naturforscher,

selbst eines Haller, auf ihn. Auch seine poetischen Versuche, in denen er zwar noch ganz auf dem Standpunct des Gottschedianismus blieb, erhielten damals Beifall. Lessing schloß sich an ihn an und ward so sehr in die gleiche Richtung hineingezogen, daß er auf den Gedanken fiel, Medicin zu studiren, und Vorlesungen über Chemie und Botanik hörte. Die Eltern waren mit dem neuen Plane ihres Sohnes sehr unzufrieden und wurden nur einigermaßen durch dessen Versicherung begütigt, daß er sich zugleich auf Schulwissenschaften legen wolle und „daß es ihm gleich sein solle, ob er einmal durch dieses oder jenes fortkäme."

Obwohl er auf dem Gebiete der Wissenschaft noch unentschieden und unstät umherschweifte, wie er denn nie die Studien in der Weise der Fachgelehrten betreiben lernte, so behielten doch im Ganzen die philologischen Studien den Vorrang. Am regelmäßigsten besuchte er die Vorlesungen Ernesti's, welcher durch wissenschaftliche Gründlichkeit und geschmackvolle Behandlung des Alterthums einen weitgreifenden Einfluß auf die Bildung seines Jahrhunderts ausgeübt hat. Neben ihm that sich im Fache der Alterthumswissenschaft Johann Friedrich Christ hervor, ein geistvoller Ausleger der lateinischen Lustspieldichter und einer der Ersten, welche für eine richtige Auffassung der Kunstwerke der Alten Bahn brachen. Auch war Lessing ein fleißiges Mitglied des von Kästner geleiteten Disputatoriums, das ihm größere Dienste leisten konnte, als das von Gellert geleitete Practicum. So sehr daher Lessing das herkömmliche regelmäßige Studium abging, so verschwendete er doch nicht lässig seine akademischen Jahre, sondern sammelte sich einen Schatz von Kenntnissen und bildete vor Allem den Sinn für wissenschaftliche Behandlung und die Gewandtheit in der Form.

In jenen Kinderjahren unserer Literatur wurden Studenten ihre Reformatoren. In Leipzig hatte Lessing die Beispiele vor Augen; die Verfasser der bremischen Beiträge waren kaum über die Studienjahre hinaus. Auch er fühlte früh den Trieb als Autor hervorzutreten; doch begann er nicht mit kritischen und gelehrten Abhandlungen, wie man aus seiner nachmaligen literarischen Thätigkeit schließen möchte, sondern versuchte sich als Dichter. In Mylius' Ermunterungen, die seit dem Herbst 1746 erschienen, finden sich von ihm anakreontische Lieder, Fabeln und ein Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft", das er nicht in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat. Zahlreicher sind seine Beiträge zu dem in den Jahren 1747 und 1748 erschienenen „Naturforscher;" hier stand er Mylius als Mitherausgeber zur Seite und vertrat vornehmlich das Belletristische, während er Mylius das Wissenschaftliche überließ. Eine Verbindung mit Gottsched suchte er nicht.

Von besonderer Bedeutung für die Entwickelung des Lessing'schen Geistes war die Leipziger Bühne, die damals unter der Leitung der Frau Neuber zu den bedeutendsten in Deutschland gehörte. Lessing brachte, gleichwie Weiße, das Interesse für das Theater von der Schule nach Leipzig mit; beide wurden Freunde und besuchten fleißig die Vorstellungen. Um sich ein Freibillet zu verschaffen, übersetzten sie gemeinschaftlich mehrere französische Stücke, den Hannibal des Marivaux in Alexandrinern, den Spieler des Regnard und andere. Lessing trat mit mehreren Mitgliedern der Theatergesellschaft und ihrer Principalin in vertrauten Verkehr. Er nennt sie später „eine Frau von männlichen Einsichten in ihrer Kunst" und noch auf der Höhe seiner dramaturgischen Kritik „eine Schauspielerin, wie Deutschland sie seitdem nicht wieder gehabt." Ge-

leitet durch richtigere Bühnenkenntniß, überarbeitete er 1747 sein Lustspiel der junge Gelehrte. Kästner, dem er es zur Beurtheilung vorlegte, erklärte sich beifällig darüber. Frau Neuber, die er gleichfalls um ihr Urtheil anging, erzeigte ihm die Ehre einer Aufführung (im Januar 1748). Weiße ward durch den Erfolg des Stücks ebenfalls zu dramatischen Arbeiten veranlaßt, und wetteifernd versuchten sich die Freunde in Entwürfen zu Lust- und Trauerspielen. „Es war damals seine Lust zum Theater so groß" — seine eigenen Worte — „daß sich Alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte."

Mitten in diese frohen Tage, als ihm der Autorruhm zum erstenmal entgegenkam, fiel ein Brief des besorgten Vaters, der ihm mit ernster Strafrede den Umgang mit dem im elterlichen Hause übelangeschriebenen und als Freigeist verrufenen Mylius sowie mit Komödianten, die dort für nicht minder liederlich und verführerisch galten, vorwarf und seine Beschäftigung mit Komödienschreiben zu einer Zeit, wo er den gelehrten Studien leben solle, tadelte. In aufgeregter Stimmung lief Lessing sogleich mit dem Briefe zu Weiße und warf ihn auf den Tisch mit den Worten: „Lesen Sie einmal den Brief, den ich so eben von meinem Vater erhalte!" In der ersten Aufwallung wollte er den Komödienzettel, auf dem die Aufführung des jungen Gelehrten angekündigt wurde, nach Camenz schicken; davon hielt ihn Weiße zurück. Das ausführliche Schreiben, in welchem er demnächst seine Beschäftigungen und seine Liebe zum Theater zu rechtfertigen suchte, vermochte indeß die Befürchtungen der Eltern nicht zu beschwichtigen. Ein Freund des elterlichen Hauses, der den Auftrag erhalten hatte, sich bei seinem Aufenthalt auf der Leipziger Neujahrsmesse nach der Aufführung des Sohnes zu er-

kundigen, brachte die Nachricht zurück, daß dieser wirklich ein Komödienschreiber geworden sei, mit Komödianten umgehe und sogar den von der Mutter überschickten Weihnachtsstollen in solcher Gesellschaft bei einer Flasche Wein verzehrt habe. Die Mutter, über die Verirrung des Sohnes tief bekümmert, bestimmte den Vater, ein durchgreifendes Heilmittel anzuwenden. Er schrieb dem Sohne: „Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komm zu uns. Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen."

Lessing folgte ungesäumt, wenn gleich in die Nachricht Zweifel setzend. Es war keine leichte Sache, in der Januarkälte auf den damaligen elenden Postwagen eine Reise von mehreren Tagen zu machen. Am ganzen Leibe vor Kälte zitternd trat er ins Elternhaus. Da wurde das Herz der Mutter weich, und aus den Vorwürfen, die ihm zugedacht waren, ward eine trauliche Unterredung. Bald überzeugte sich auch der Vater, daß der junge Student seine Zeit nicht so unnütz verbracht hatte, wie gefürchtet war, und sich mit ihm über Literatur und selbst über theologische Fragen gern und mit Einsicht unterhielt. Als er endlich eine Predigt machte und den Beweis lieferte, daß ihm zu einem Predigtamte nichts abgehe, wurde auch die Mutter einigermaßen mit ihm ausgesöhnt.

Bis Ostern (1748) blieb Lessing im Hause der Eltern, benutzte die gelehrte Bibliothek des Vaters und verfaßte nebenher anakreontische Lieder sowie ein Lustspiel „die alte Jungfer," das er zwar nachmals herausgab, jedoch von der Sammlung seiner dramatischen Werke ausschloß. Er hatte das Vertrauen des Vaters in solchem Maße wiedergewonnen, daß seine Schulden bezahlt wurden und er nach der Universität Leipzig zurückkehren durfte.

Der Vorfall hatte auch seine ernste Seite. Die durch den raschen Entschluß des Vaters herbeigeführte Unterbrechung ward für Lessing ein Glück; sie riß ihn aus dem verlockenden Rausche des Beifalls, der seinem Lustspiel zu Theil ward, führte ihn zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück und verhinderte übereilte Schritte, welche seine fernere Lebensrichtung geändert hätten und ihn nie zu der Höhe hätten gelangen lassen, die er später erreicht hat. Er hat oft erzählt, daß er selbst Lust bekommen habe mitzuspielen, wenigstens in seinen eigenen Stücken. Es klingt daher die Nachricht Anderer sehr glaubhaft, daß er, kurz vor seiner Reise zu den Eltern, mit einem seiner Bekannten auf das Hamburger Theater habe gehen wollen. Zwar trat er auch nach seiner Rückkehr auf die Universität in die alten Verhältnisse wieder ein und gab sich der Liebe zu Theatervorstellungen lebhaft hin. Allein dies währte nur kurze Zeit. Die besten Mitglieder der Neuberschen Truppe gingen fort; auch Mylius verließ Leipzig, um in Berlin sein Glück zu versuchen. Für Lessing kam noch ein anderer Umstand hinzu, ihm Leipzig zu verleiden. Er hatte sich für einige Schauspieler verbürgt, und diese schickten kein Geld; er gerieth dadurch aufs neue in Schulden. Weiße will ihn eines Tages besuchen und erfährt, er sei auf einige Tage verreist. Er war mit seinem Vetter Lessing, der ihn in Leipzig besucht hatte, nach Wittenberg, wo dieser seine Studien betrieb, gereist, um von da sich nach Berlin zu begeben. Da er in Wittenberg erkrankte, auch Mylius Berlin wieder verließ, so blieb er vor der Hand noch auf der Universität und ließ sich im August 1748 unter die Studirenden aufnehmen, in der Absicht, den Winter dort zuzubringen, wozu auch der Vater seine Einwilligung gab. Als jedoch Mylius im November nach

Berlin zurückging, beschloß auch Lessing seinen früheren Plan wieder aufzunehmen und sich jetzt selbstständig einen Weg durchs Leben zu bahnen. An die Eltern schrieb er: „Nach Hause komme ich nicht, auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden von meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann.“ Seine akademischen Jahre sind somit geschlossen.

In der That hatte bereits der zwanzigjährige Jüngling, der in Berlin als selbstständiger Mann auftritt, sich eine geachtete Stellung in der damaligen Literatur erworben. Seine lyrischen Gedichte wurden neben denen von Hagedorn, Uz und Gleim mit Auszeichnung genannt; sie sind in der scherzhaften, spielenden Manier der Anakreontiker gehalten; denn das echte deutsche Lied kannte man bis auf Goethe nicht; doch läßt sich zum Lobe Lessing's sagen, daß er mehr als seine Vorbilder hin und wieder den Ton des einfachen Liedes glücklich trifft. In den didaktischen Gedichten steht er auf dem Boden der Haller'schen Lehrdichtung, nicht ohne an den gelungensten Stellen den Lehrling der Alten zu verrathen.

Zu den dramatischen Arbeiten der Leipziger Periode kam noch im Laufe des Jahres 1748 der Misogyn (Weiberfeind) und im Beginn des folgenden Jahres die Juden in einem Acte und der Freigeist in fünf Acten hinzu, welche sämmtlich nicht nur von der Kritik mit vielem Lobe willkommen geheißen wurden, sondern sich auch auf der Bühne großen Beifall erwarben und zwanzig Jahre hindurch in der Liebe des Publicums sich behaupteten. Zwar sind diese in jetziger Zeit wenig beachteten Lessingschen Jugenddramen in der Manier des französischen Lustspiels gearbeitet; sie erscheinen uns breit und ohne in-

dividuelles Leben; allein in Vergleich mit der damaligen dramatischen Literatur, welche noch nicht über die Leistungen von Gellert und Elias Schlegel hinausgekommen war, ist ein wesentlicher Fortschritt nicht zu verkennen. Nicht nur war Lessingen mehr als Anderen die Bühne eine Bildungsschule geworden, in der er gelernt hatte, was zu einer wirksamen Darstellung gehöre: er hatte auch mit aufmerksamem Blicke die Welt um sich her betrachtet. Wie er im jungen Gelehrten damit begann, die Thorheiten, die er in seiner kleinen Welt beobachtet hatte, zu geißeln, so tragen auch die folgenden Stücke unverkennbare Spuren seiner Lebenserfahrungen wie seiner geistigen Jugendfrische, ja es deutet Vieles auf die künftige Richtung seiner geistigen Individualität hin. Daß er den Freigeist durch einen frommen Theologen, in welchem uns das Bild seines Vaters entgegentritt, zurechtweisen und beschämen läßt, darf uns nicht befremden; denn nie wollte er den Freigeistern beigezählt werden; aber die Toleranzidee, die sein Nathan verherrlichte, treffen wir schon in den Juden als einen in Lessing's sittlicher Natur liegenden Grundzug.

Lessing hatte die dramatische Literatur fleißig studirt. Er kannte nicht nur das Beste der Franzosen, unter denen er neben Molière besonders Marivaux hochschätzte; er kannte auch Holberg's Lustspiele und widmete der römischen Komödie, mit der er schon auf der Schule vertraut geworden war, ein tiefeindringendes Studium. Als er in Berlin in Gemeinschaft mit Mylius die Herausgabe der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters begann, schrieb er die ausführlichen und kenntnißreichen Abhandlungen über Plautus, übersetzte dessen Captivi, nach seiner Ansicht „das vortrefflichste Stück, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist,“ sowie den Pseudolus

und bearbeitete dessen Trinummus unter der Aufschrift der Schatz, ein in lebendigem Dialog gehaltenes Lustspiel, das sich lange auf der Bühne erhielt. Um des Drama's willen lernte er in Berlin das Spanische und machte den Plan zu einer Uebersetzung von Calderon's „das Leben ein Traum."

Bis dahin war er nur als Dichter aufgetreten. Mit dem Jahre 1751 lernte ihn Deutschland auch als Kritiker kennen. Den ersten Anstoß gab die Nothwendigkeit, sich in dem Druck der Armuth einigen Erwerb als Schriftsteller zu verschaffen. Er verfaßte die kurzen Literaturberichte in der Vossischen Zeitung, seit dem April 1751 als besondere Beilage „das Neueste aus dem Reiche des Witzes," worin alles Bedeutende von seiner Hand herrührt. Sein kritisches Urtheil schließt sich in den Grundprincipien den Theorieen der Schweizer an; doch ist er nicht blind gegen ihre Mängel. Mit derselben Schärfe, mit der er Schönaich die Strenge seines kritischen Richteramts fühlen läßt, wendet er sich gegen Bodmer's Patriarchaden, und nicht minder bewies seine Kritik Klopstock's, daß er mit seinem Urtheil über den Parteien stand.

Mit Anfang des nächsten Jahres zieht sich Lessing in das stille Wittenberg zurück, wo damals einer seiner Brüder studirte, und beschäftigt sich, beinahe aller poetischen Production entsagend, mit gelehrten Forschungen. Diese Richtung seiner Studien dauerte auch fort, als er im October wieder nach Berlin zurückkehrte. Mit kritischem Sinne durchforschte er die Literaturgeschichte, und die trockensten Untersuchungen hatten für ihn den nämlichen Reiz, wie sonst der Entwurf eines neuen Drama's. Daraus erwuchsen die Verbesserungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon, die er nachmals diesem zur Benutzung überließ. Bayle's

historisch-kritisches Wörterbuch war in jener Epoche seiner Geistesbildung der Gegenstand eines folgenreichen Studiums, das ihn nicht nur in die historische Forschung, sondern auch in die Hauptfragen der Philosophie und Religion tiefer hineinführte. Aus diesen kritischen Untersuchungen ging der Plan zu den Rettungen hervor, apologetischen Abhandlungen meist theologischen Inhalts, welche ihm ein großes Ansehen selbst im Kreise der Gelehrten verschafften. Die Vertheidigung des Horaz gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit ward mit Recht als eine bedeutende philologische Arbeit geschätzt. Die Streitschriften gegen Lange in Laublingen in Bezug auf dessen mißrathene Uebersetzung des Horaz, besonders das 1754 erschienene „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange", zeigten seine Meisterschaft in der vernichtenden Kritik und machten ihn als Kritiker zugleich geachtet und gefürchtet. Er erwarb sich während seines Wittenberger Aufenthalts die Magisterwürde und stand mit vielen angesehenen Gelehrten, unter andern mit dem berühmten Göttinger Theologen Michaelis, in Briefwechsel. Jetzt hatte sich auch das Verhältniß zu den Eltern freundlich gestaltet. Der Vater erkannte die Tüchtigkeit seines Sohnes, welchen er, wie Goethe's Vater den in andere Bahnen einlenkenden Sohn, als einen „singularen Menschen" ansehen mochte, und mischte sich mit seinen Wünschen und Rathschlägen nicht ferner in den Gang seines Lebens.

Es war unter den damaligen Verhältnissen schwierig, sich als Schriftsteller eine unabhängige Existenz zu sichern, und Lessing hat unter dem Druck des Mangels mehrere Jahre hindurch hart gelitten. Vollends mußte es einem Geiste, dem alles Oberflächliche verhaßt war, unerträglich dünken, die Schriftstellerei als ein Handwerk zu betreiben,

um sich gegen Dürftigkeit zu schützen. Indeß mußte er sich auch manchmal zu solchen Arbeiten gebrauchen lassen, wie er denn während seines ersten Berliner Aufenthalts einige Bände von Rollin's alter Geschichte, dann zu Wittenberg die Schrift des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" und im Jahre 1753 den ersten Band von Marigny's „Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen" übersetzte. Er veranstaltete jetzt auch eine Sammlung seiner Schriften, die von 1753 bis 1756 in sechs Bänden erschien. Das Verhältniß zu der Vossischen Zeitung scheint er gegen 1755 ganz aufgegeben zu haben.

Mylius verließ im Frühjahr 1753 Berlin. Eine Gesellschaft von Naturfreunden hatte sich vereinigt, um für ihn die Kosten einer Reise nach Amerika zu bestreiten; er sollte Naturbeobachtungen anstellen und Naturalien sammeln. Allein nachdem er die ihm zugestellten Summen verthan hatte und in Schulden gerathen war, fand er in London am 6. März 1754 einen frühen Tod. Lessing gab eine Sammlung der vermischten Schriften seines Jugendfreundes heraus. Der Freundschaftsdienst verwandelte sich jedoch in eine strenge Beurtheilung, deren Schärfe zu allgemeiner Ueberraschung bewies — was später noch Andere erfahren sollten —, daß Lessing's Kritik sich ihre Urtheile nie von der Freundschaft dictiren ließ und die Mittelmäßigkeit auch bei denen, die zu ihm in nahem Verhältniß standen, nicht mit Schonung behandelte.

Eine größere Bedeutung — wenn auch nicht für Lessing's eigenen Bildungsgang, der sich nur wenig durch seine Freunde, unter denen ihm keiner geistig ebenbürtig war, bestimmen ließ, aber doch für die Literatur — hatten die demnächst in Berlin angeknüpften Bekanntschaften mit Nicolai

und Mendelssohn, die sich vorzugsweise als seine Vertrautesten in der zweiten Hälfte seines Lebens, in der Periode seiner vollendeten Reife, betrachtet haben.

Friedrich Nicolai, der Sohn eines angesehenen Berliner Buchhändlers, hatte den Geschmack für wissenschaftliche und belletristische Lectüre, den er vornehmlich der Berliner Realschule verdankte, während seiner buchhändlerischen Lehrjahre mit vielem Eifer auszubilden gesucht. Als nach dem Tode seines Vaters der ältere Bruder die Handlung übernahm, konnte er sich seiner Lieblingsneigung unbeschränkt hingeben. Wenngleich ohne geistige Tiefe und gründliche Durchbildung, erwarb er sich doch als Autodidakt ein nicht unbedeutendes encyklopädisches Wissen, das sich in Sachen des Geschmacks und literarischen Urtheils ganz besonders an den Lessing'schen Kritiken erweiterte, so daß er in der schönen Literatur sich deren unparteiischen Standpunct aneignete. In Lessing'schem Sinne schrieb er 1754 mit einer gewissen jugendlichen Frische die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1755 erschienen), welche, da sie Gottsched und Bodmer gleichmäßig angriffen, großes Aufsehen erregten und für ihre Zeit von erheblichem Einflusse auf die ästhetische Beurtheilung waren. Der Stil der Lessing'schen Kritiken war so glücklich copirt, daß Sulzer Lessing selbst für den Verfasser hielt. Durch eine zufällige Mittheilung waren Lessing die ersten Aushängebogen zu Gesicht gekommen und hatten in ihm den Wunsch erregt, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. So entspann sich die erste Bekanntschaft. Nicolai, der bei allen wissenschaftlichen Fragen nie einen andern Maßstab als den des „gesunden Menschenverstands" kannte, stand zu tief unter Lessing, als daß er im Stande gewesen wäre, wo es sich um die höchsten

Angelegenheiten des menschlichen Geistes handelte, die Größe seines Freundes auch nur zu fassen, geschweige ihm etwas zu geben.

Anders verhält es sich mit den Freundschaftsbeziehungen zu Moses Mendelssohn, den Lessing um dieselbe Zeit kennen lernte. Das Schachspiel hatte sie zuerst zu einander geführt. Lessing mußte sich seinem innersten Wesen nach, das von der pedantischen Fachgelehrsamkeit sich fern zu halten liebte, von einem Manne angezogen fühlen, der, ein Jude und Seidenhändler, sich in der philosophischen und schönen Literatur tüchtig umgesehen hatte, und, was für ihn mehr galt, sich als einen selbstständigen Denker zeigte. Einst gab ihm Lessing eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen. Als er nach einiger Zeit das Buch zurückbrachte, fragte ihn dieser, wie es ihm gefallen habe. „Nun ja!" erwiderte Mendelssohn, „recht gut! aber so etwas kann ich auch machen." Lessing nahm ihn beim Wort. Nach einiger Zeit brachte Mendelssohn ein Manuscript und bat Lessing es durchzulesen. Mehrere Monate vergingen, ohne daß Lessing darüber sprach. Endlich fragte ihn Mendelssohn, ob er es gelesen habe, und war nicht wenig überrascht, als ihm zur Antwort ein gedrucktes Exemplar der philosophischen „Gespräche" überreicht wurde. Lessing's Ermunterung hatte ihn zum Schriftsteller gemacht. Die Briefe „über die Empfindungen," welche den Namen des Verfassers auch im Auslande bekannt machten, folgten bald nach. Lessing bewahrte bis an sein Ende die größte Hochachtung vor Mendelssohn's Geist und Charakter. Er war der einzige unter seinen Freunden, zu dem ihn eine innigere Geistesverwandtschaft hinzog.

Ein gemeinsames Band in diesem literarischen Triumvirate war in jenen Jahren die englische Literatur,

mit der Lessing durch Nicolai und Mendelssohn, die sich viel mit englischer Literatur beschäftigt hatten, noch mehr als bisher vertraut wurde. Ein Denkmal ihrer ersten Freundschaftsverbindung ist die Schrift Pope ein Metaphysiker! (1755). Die Berliner Akademie hatte 1753 eine Preisaufgabe ausgeschrieben: „Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satze: Alles ist gut, enthalten ist, und zwar so, daß man erstlich den wahren Sinn dieses Satzes der Hypothese seines Urhebers gemäß bestimme, zweitens ihn mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten genau vergleiche, und drittens die Gründe anführe, warum dieses Pope'sche System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei.“ Mendelssohn gab zu dieser Abhandlung nur einiges Material; die meisterhafte Kritik, die hier geübt wird, ist Lessing's Werk. Er bewies mit der feinsten Ironie, daß die Akademie sich mit ihrer Preisaufgabe lächerlich gemacht habe, und führte mit schlagender Kritik aus, daß ein Dichter als solcher kein philosophisches System haben könne. Dadurch wurde zugleich die Scheidelinie zwischen Philosophie und Poesie gezogen und die Lehrdichtung vom Gebiet der eigentlichen Poesie ausgeschlossen.

Das Studium der englischen Literatur erkennt man in mehreren Aufsätzen der im Jahre 1754 begonnenen theatralischen Bibliothek, welche gleichsam als Fortsetzung der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erschien; doch ist es noch nicht Shakspeare, auf den hier vorzugsweise der Blick fällt, sondern die Theorieen und Dramen eines Dryden und Thomson, während dem italienischen und französischen Drama noch eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Aber selbst unter den Franzosen sind es diejenigen Kritiker und Dramatiker, welche

von der stelzenhaften heroischen Manier zur Natur zurücklenken und die Darstellung des bürgerlichen Lebens in den Kreis des ernsten Drama's ziehen. Lessing sympathisirte mit Diderot, der gegen das ältere französische Drama in Opposition trat, und theoretisirte über das weinerliche oder rührende Lustspiel. Da Lessing den Standpunct seiner Kritik in die Production zu übertragen pflegte, so ist für seine dermalige Ansicht das dramatische Fragment Samuel Henzi sehr charakteristisch. Zwar ist es in Alexandrinern geschrieben und bewahrt noch mit Strenge die Einheit des Orts und der Zeit. Wie er jedoch über diesen Zwang der französischen Kunstregeln dachte, liegt schon in den Worten ausgesprochen: „Gewisse große Geister würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir anderen Anfänger der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen.“ Darin jedoch entfernte sich Lessing wesentlich von der französischen Tragödie, daß er eine gleichzeitige Begebenheit, die Verschwörung des Henzi gegen das Patricierregiment des Cantons Bern, behandelte und statt in die Gesellschaft von Fürsten und hochstehenden Helden uns unter die bürgerlichen Republikaner der Schweiz führt. Die ästhetische Neuerung erregte indeß beim Erscheinen des 1753 gedruckten Bruchstücks weniger Aufsehen, als die dadurch hervorgerufene politische Polemik, welche die historische Treue in der Darstellung der Handlung und der Charaktere zum Gegenstand hatte und dadurch zugleich bewies, welche Wirkung ein Drama haben mußte, das die Conflicte des modernen Lebens zur Anschauung brachte. Von diesem Versuche war nur noch ein Schritt zu dem „bürgerlichen Trauerspiel“ Miß Sara Sampson, das im Jahre 1755 vollendet ward.

Das bürgerliche Trauerspiel hatte sich in Frankreich in den Dramen des Nivelle de la Chaussée und des George Lillo Bahn zu brechen versucht; besonders war Lillo's merchant of London (1731) für Lessing das nächste Vorbild geworden. Allein man hatte nur die heroischen Handlungen ihrer Sphäre entrückt und auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, war aber dadurch aufs neue ins Unnatürliche und Widerliche gerathen, so daß dem Pranger und Galgen zuletzt die Ausübung der poetischen Gerechtigkeit zufiel. Lessing dagegen suchte den tragischen Conflict inmitten der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens auf, wobei er unstreitig von Richardson's Romanen geleitet ward, der in der Clarissa für ein tugendhaftes, durch die Künste der Verführung ins Unglück gestürztes Mädchen die allgemeinste Theilnahme erregt hatte.

Aehnlich sind die Motive in Lessing's Miß Sara Sampson; England ist auch hier der Schauplatz der Handlung. Die unglückliche, durch die Versprechungen des Geliebten entführte Sara steht in erhabener Tugendreinheit neben der in allen Buhlkünsten erfahrenen leidenschaftlichen Marwood und zwischen ihnen der hin und her schwankende Mellefont, der zuletzt, als Sara der Eifersucht der Buhlerin zum Opfer gefallen ist, durch Selbstmord endet. Es ist das Urbild der veredelten Emilia Galotti wie der nachströmenden bürgerlichen Tragödien überhaupt, welche diese Seite des bürgerlichen Lebens, die Liebe neben der Cabale und Schwäche, möglichst ausgebeutet haben. An frischer lebendiger Kraft überragte dies Trauerspiel alles Bisherige so sehr, daß es allenthalben lauten Beifall und reichliche Thränen hervorrief. Der Dichter legte diesmal selbst so viel Werth auf den Erfolg der ersten Aufführung, daß er zu der ersten Vorstellung durch die Acker-

mann'sche Gesellschaft nach Frankfurt an der Oder hinüberreiste.

Der Grund, daß sich Miß Sara Sampson nicht auf der Bühne hat halten können, liegt in der Breite der ganzen Anlage und der rhetorischen Ueberfülle des Dialogs, der noch eine gewisse Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit des mehr in Büchern als in dem Leben bewanderten Gelehrten verräth. Die volle Naturwahrheit in der Schilderung der Situationen, die lebendige Individualisirung der Charaktere ist noch nicht erreicht; aber der Weg war gewiesen, den das Drama der nachfolgenden Periode einzuschlagen hatte, um der französischen Stützen entrathen zu können und zu selbstständigem Gange fähig zu werden. Wäre nicht gleich darauf die Kriegszeit dazwischen getreten, welche die Schauspielertruppen zerstreute und selbst in den größeren Städten das Theater in Verfall brachte, so würde die unmittelbare Wirkung noch mächtiger gewesen sein.

Die Bearbeitung dieses Drama's hatte Lessing dergestalt in Anspruch genommen, daß er sich eine Zeitlang von allen Berliner Verbindungen lossagte und aus den Zerstreuungen der großen Stadt sich nach dem stillen Potsdam zurückzog, wo er selbst Kleist, dessen Umgang er sonst schätzte, selten aufsuchte. In Berlin jagte wieder ein literarischer Plan den andern, ohne daß ein einziger zur Reife kam. Es handelte sich zunächst um neue journalistische Unternehmungen, unter denen die in Gemeinschaft mit Mendelssohn projectirte Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern", wovon ein Heftchen gedruckt worden zu sein scheint, durch ihre echt Lessing'sche Originalität vornehmlich merkwürdig ist. Auch beschäftigten ihn Pläne zu einer festen Anstellung, wozu sich damals sogar an der Moskauer Universität, wo man die Professur der deutschen

Sprache und Beredsamkeit besetzen wollte, eine Aussicht eröffnete, die bald wieder verschwand. Sein eigentlicher Platz war das Theater; zu diesem zog ihn ein stets von neuem wieder erwachendes Bedürfniß sein ganzes Leben hindurch hin.

In Leipzig war um diese Zeit die Theaterunternehmung Koch's, mit dem Lessing schon bei seinem früheren Aufenthalt daselbst in vertrautem Verkehr stand, zu großer Bedeutung gelangt; in seiner Gesellschaft befand sich seit einigen Jahren als erster Schauspieler der talentvolle Brückner, welcher Lessing zum Theil seine theatralische Bildung verdankte. Im Herbste 1755 verschwand Lessing plötzlich aus Berlin und lebte in Leipzig wieder mit Schauspielern und unter dramatischen Arbeiten. Er gerieth in das Studium der Lustspiele Goldoni's und faßte sogleich den Entschluß, einen Band von sechs Lustspielen drucken zu lassen. Indeß als er mit dem ersten „der glücklichen Erbin" (nach Goldoni's l'erede fortunata) bis zum Schluß des zweiten Aufzugs gelangt war, verlor der Verleger, dem das Manuscript nicht rasch genug geliefert ward, und dann auch der Autor die Lust. Nur der erste Aufzug ist uns erhalten; man ersieht aus diesem Bruchstück, daß Lessing im Lustspiel noch auf der Stufe seiner früheren Stücke stand.

Mit Weiße erneuerte er den freundschaftlichen Verkehr. Durch seine Operetten hatte sich dieser aufs neue den Beifall der Menge erworben; doch ließ sich Lessing's Urtheil dadurch nicht bestechen. In der kurzen von Weiße selbst mitgetheilten Aeußerung spricht es sich aufs treffendste aus: „Wenn es Ihnen," sagte Lessing zu ihm, „nur nicht immer so leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein Schriftsteller

werden — ich sage nichts mehr.“ Weiße überließ er, da er sich selbst nicht dazu verstehen mochte, die Abkürzung der Miß Sara Sampson für die erste Aufführung auf der Leipziger Bühne. Mit ihm machte er auch kleine Ausflüge nach Altenburg und Gera. Gegen das Frühjahr 1756 besuchte er Dresden und Camenz; nach langer Trennung sah er seine Eltern wieder.

Um diese Zeit bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit dar, das Verlangen, die Welt zu sehen und sich aus dem einförmigen literarischen Leben herauszureißen, zu befriedigen. Mit welcher Freude er diese Gelegenheit ergriff, schildern uns seine Briefe. „Ich muß allerdings,“ schreibt er an Mendelssohn, „zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Ich werde nicht als ein Hofmeister — [eine solche Stelle als Reisebegleiter hatte Sulzer schon in Berlin für ihn gehabt] — nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereist sein.“ Es war ein junger, unabhängiger Leipziger, Namens Winkler, Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Da dieser eine große Reise unternehmen wollte, wurde ihm Lessing durch einen Freund als Gesellschafter vorgeschlagen. Die Reise sollte vier Jahre dauern und vertragsmäßig sollte Lessing jährlich einen Gehalt von 200 Thalern erhalten und ganz freie Station haben. Am 10. Mai 1756 verließen die Reisenden Leipzig und wandten sich über Magdeburg, Halberstadt, wo er Gleim sah, Braun=

schweig und Hannover, überall mit Muße verweilend, nach Hamburg. Hier machte Lessing die Bekanntschaft Eckhof's, des größten Schauspielers seiner Zeit, der sich in einem Briefe an Weiße über die Tage ihres Umgangs mit lebhafter Freude äußert. Von dort schlugen sie über Bremen, Oldenburg und Emden den Weg nach dem nördlichen Holland ein und fuhren über die Zuidersee nach Amsterdam, wo sie am 28. Juli anlangten. In Amsterdam, von wo sie demnächst nach England überzusetzen beabsichtigten, fand die Reise schon ihr Ziel. Der Krieg war ausgebrochen; die Preußen waren in Sachsen eingefallen, hatten Leipzig besetzt, und der Commandant der Stadt, General von Hausen, wählte das Haus zur großen Feuerkugel, das Winkler's Eigenthum war, zur Wohnung. Dieser beeilte sich daher zurückzukehren, und Lessing befand sich seit Anfang des Octobers wieder in Leipzig.

Zwar war der Reiseplan noch nicht völlig aufgegeben, allein in Folge von mancherlei Mißhelligkeiten, die schon auf der Reise zu Zeiten das gute Einvernehmen gestört hatten, löste sich das Verhältniß bald völlig auf. Besonders hatte Lessing durch witzige Aeußerungen, in denen er für Preußen Partei zu nehmen schien, sowie durch seinen Umgang mit preußischen Offizieren den sächsischen Patriotismus gegen sich aufgebracht. Da sich Winkler trotz des Contracts zu keiner Entschädigung bestimmen lassen wollte, so blieb Lessing nichts übrig, als seine Ansprüche auf dem Rechtswege geltend zu machen. Doch gelangte er erst nach einem achtjährigen Processe zu seinem Rechte; von der Summe, die ihm Winkler 1764 auszahlen mußte, blieben ihm nach Abzug der Kosten kaum 300 Thaler übrig.

Lessing blieb die erste Zeit nach seiner Reise, so sehr er sich zu seinen Berliner Freunden sehnte, in Leipzig, um

den Gang seines Processes abzuwarten. Seine Lage war so kümmerlich und drückend, wie nur je vorher. Durch seine literarischen Arbeiten mußte er sich seinen kärglichen Unterhalt verschaffen; allein diese Erwerbsquelle versiegte in den Kriegsjahren, und ums tägliche Brod zu arbeiten war überhaupt seine Sache nicht. Daher schlug er auch Hofmeisterstellen beharrlich aus. Die Noth veranlaßte die Uebernahme einiger Uebersetzungen. Er übertrug um diese Zeit Hutcheson's Sittenlehre der Vernunft, Richardson's Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten äsopischen Fabeln und Law's ernsthafte Ermunterungen an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben; die letzte dieser Uebersetzungen mußte Weiße vollenden, da Lessing, dem in Leipzig, wie er Mendelssohn gesteht, „Zeit und Weile lang wurde" — und vor Allem bei solchen Arbeiten — auf mehrere Wochen nach Dresden gereist war.

Der Aufenthalt in Leipzig ward ihm am meisten durch den Umgang mit dem Major von Kleist versüßt; zu ihnen fanden sich dessen vertrauter Freund Ewald, als Verfasser von Sinngedichten bekannt, Weiße, von Brawe, der in Leipzig studirte und mit dramatischen Arbeiten sich beschäftigte, überdies ein Freund philosophischer Discussionen. Es bildete sich sonach ein Kreis von Literaturfreunden, in welchem mannigfache geistige Interessen zur Sprache kamen. Kleist spricht oft mit Wärme von dem biederen Lessing — man fühlt die gegenseitige Anziehungskraft edler Charaktere —; er bekennt, daß er seinem erheiternden Umgang seine Genesung verdanke, und doch war Lessing's Gemüth gerade damals von Sorge und Unmuth umwölkt. Mit inniger Theilnahme gedenkt Kleist mehrmals der trostlosen Lage seines trefflichen Lessing und hat ihm auch auf zarte Weise manche Unterstützung zukommen lassen. Noch nach

Lessing's Uebersiedelung nach Berlin stellte er ihm durch Gleim ein Geschenk von hundert Thalern zu; Lessing schreibt darauf unterm 6. August 1758 an Gleim: „Der Herr von Kleist ist ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt schon sein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur Alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir diese Vorwürfe schon längst zu machen und bin nicht selten darüber mißvergnügt."

Es konnte den Anschein gewinnen, als ob Lessing, nachdem der Krieg die Koch'sche Gesellschaft von Leipzig vertrieben hatte, der Beschäftigung mit dem Drama ganz entsagt habe, und in der That urtheilt Weiße so, was indeß nur so viel beweist, daß Lessing im Verkehr mit Weiße auf ein tieferes Eingehen in dramatische Theorieen und Entwürfe Verzicht leistete. Das Drama war sein Lebenselement geworden, zu dem es ihn immer unwillkürlich zurückzog. Zwar gerieth die „theatralische Bibliothek" ins Stocken, und erst 1758 erschien nach dreijähriger Unterbrechung das letzte Heft derselben. Allein eine neue Anregung ging von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" aus, einem umfassenden literarischen Unternehmen Nicolai's, der kurz vor dem Ausbruche des Kriegs sein Project ankündigte, womit eine Aufforderung zu einer dramatischen Preisbewerbung verbunden war, worin der Herausgeber funfzig Thaler für das beste Trauerspiel aussetzte. Seitdem war es schwieriger geworden, einen Verleger für die neue Zeitschrift zu gewinnen. Lessing's Bemühen gelang es, den Buchhändler Dyk in Leipzig zur Uebernahme willig zu machen, so daß mit dem Jahre 1757 der erste Band erscheinen konnte. Lessing übernahm, so lange er in Leipzig war, die Correctur, hat jedoch nur wenige Beiträge geliefert. Mendelssohn ward ein fleißiger Mitarbeiter

und Mitherausgeber. Da die Bibliothek mit Nicolai's „Abhandlung vom Trauerspiele" beginnen sollte, gleichsam als dem Inbegriff der Regeln, nach denen die Preisrichter zu entscheiden gedachten, so wurde Lessing durch seine Berliner Freunde in eine briefliche Discussion des Begriffes der Tragödie hingezogen, welche, durch eine Reihe von Briefen fortgeführt, ein anziehendes Vorspiel zu den Erörterungen der Dramaturgie wird.

Cronegk's „Codrus", dem nachmals der Preis ertheilt ward, hatte Lessing's Beifall nicht; denn er gehörte noch ganz der alten Schule an. Höher schätzte Lessing das vorwärtsstrebende Talent seines Freundes Brawe, dessen „Freigeist" er zur Preisbewerbung einsandte. Das alles hatte auch in Lessing den Productionstrieb wieder rege gemacht. Schon am 22. October 1757 schreibt er: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monat Zeit darauf verwenden könnte." Er räth daher halb scherzend, Nicolai möge, da Cronegk inzwischen gestorben war, fürs nächste Jahr wiederum einen Preis für ein Trauerspiel aussetzen. „Unterdeß", schreibt er am 21. Januar 1758, „würde mein junger Tragicus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich, wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre

Tugend werther ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen. So viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben." In Beziehung auf eben diese Arbeit schreibt er am 2. April an Mendelssohn: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine Weise unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich selbst. Ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdessen haben Sie nicht Ursache, auf diese Arbeit neugierig zu sein. Gegen Sie werde ich am wenigsten damit groß thun. Sie ist fast von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben." Das Werk blieb liegen, um erst viele Jahre später in veränderter Gestalt ans Licht zu treten.

Aus derselben Quelle, der Liebe zu einer individuellen, an das wirkliche Leben der Gegenwart anknüpfenden Poesie, haben wir sein Interesse für die Gleim'schen Kriegslieder des Grenadiers herzuleiten, die er gleich beim Bekanntwerden der ersten Siegeslieder als eine bedeutende Erscheinung der Lyrik begrüßte. Er besorgte die erste Ausgabe der Sammlung und empfahl sie durch eine Vorrede der Liebe und Anerkennung der Nation. Da um diese Zeit auch Kleist Leipzig verließ, so war er jetzt entschlossen, wieder nach Preußen seinen Wohnsitz zu verlegen und die Berliner Freunde aufzusuchen. Am 4. Mai 1758 reiste er von Leipzig ab.

Geistig verjüngt und mit der Entschiedenheit eines Mannes, welcher seines Zwecks sich deutlich bewußt ist, begann Lessing seine literarische Thätigkeit in Berlin. Hatte er beim Ausbruch des Kriegs sich beschwert, er habe mit dem Könige von Preußen eine Rechnung abzumachen, weil er ihn gehindert, die Welt zu sehen, so war diese durch die Schlacht bei Roßbach bezahlt. Von dem neugeweckten deutschen Nationalgefühl war auch Lessing inniger denn je ergriffen. Er warf den letzten Rest französischer Theorieen von sich, und die Idee einer nationalen Literatur war ihm klar geworden. Deßhalb hieß er Gleim's Kriegslieder freudig willkommen und warf einen forschenden Blick in die ältere deutsche Literatur. Er las das Heldenbuch und die Ritterdichtungen des dreizehnten Jahrhunderts; er richtete seine Aufmerksamkeit auf die kernhafte ältere Lehr- und Fabeldichtung sowie auf die Dichter des dreißigjährigen Krieges. In Gemeinschaft mit Ramler, dessen Tact für Correctheit der Form er sehr hoch schätzte, unternahm er die Auswahl und Ueberarbeitung der Sinngedichte Friedrichs von Logau und gab in dem angehängten Glossar eine für jene Zeit höchst beachtenswerthe Probe deutscher Sprachforschung.

Das müssige Beiwerk der Kunstpoesie war ihm jetzt vollends zuwider geworden. Er suchte die Poesie auf ihre einfachen Grundnormen zurückzuführen. Dies Verfahren wandte er zunächst bei der Fabeldichtung an, die er in ihrer Aesopischen Einfachheit herstellte. Die erste Anregung ging unstreitig von dem Richardsonschen Fabelbuche aus, das er in Leipzig übersetzte. Als er darauf sich mit einer Kritik der Gleim'schen Fabeln beschäftigte, gewann seine Fabeltheorie eine festere Gestalt. 1759 erschienen „Fabeln, drei Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart

verwandten Inhalts.“ Die Fabeln sind in einfacher Prosa verfaßt, ausgezeichnet durch Neuheit der Erfindung und treffende Präcision des Gedankens; die Abhandlungen verbreiten sich über das Wesen, die Behandlungsart und die Geschichte der Fabel.

Auch im Drama tritt das Streben nach Vereinfachung und Gedrungenheit der Darstellung hervor. Das herrlichste Beispiel würde uns sein Doctor Faust geben, den er seit einigen Jahren bearbeitete, wenn nicht diese Arbeit Fragment geblieben wäre, wovon uns nur wenige vortreffliche Scenen aufbewahrt worden sind. Im Jahre 1758 schreibt er an Gleim (8. Juli): „Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Wunsch ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen.“ Sein 1759 erschienenes Trauerspiel Philotas, das aus einem einzigen Acte besteht, hat die einfachste Anlage, die Darstellung der Heldenthat eines Jünglings, der seinem Vaterlande freiwillig sein Leben opfert. Es wird klar, daß Lessing mit dem griechischen Drama vertrauter geworden war. Ein Zeugniß dieser gründlichen Studien giebt uns sein Leben des Sophokles, wovon er 1760 ein aus gelehrten philologischen Untersuchungen bestehendes biographisches Fragment, dem wahrscheinlich eine Analyse der uns erhaltenen Sophokleischen Dramen sich anschließen sollte, der Oeffentlichkeit übergab. Indeß verfolgte er mit gleicher Theilnahme die mit seiner Tendenz verwandten modernen dramatischen Bestrebungen; daher entschloß er sich zu einer Uebersetzung von Diderot's Theater, („der Hausvater“, „der natürliche Sohn“), da diese bürgerlichen Dramen, wenn sie gleich nicht durchweg seinen Beifall hatten, mit seiner Opposition gegen das französische Heldendrama zusammen-

trafen. Zu gleicher Zeit vermochte er mit jener großartigen Ansicht, welche die tragische Größe des griechischen Drama's zum erstenmal klar erfaßte, die Tragödien Shakspeare's zu würdigen. Damals sprach er das kühne, weithin in die Halle unserer Literatur hineinschallende Wort aus: „Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit den Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenen weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakspeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakspeare in dem Wesentlichen näher." Damit stehen wir wieder mitten in der Lessing'schen Kritik, die während seines Aufenthalts in Berlin ihr goldenes Zeitalter feierte.

Gegen den Herbst 1758 starb Nicolai's Bruder, der bisherige Inhaber der Buchhandlung. Dadurch sah sich jener genöthigt, seine Absicht, in Muße nach seiner Neigung den literarischen Beschäftigungen zu leben, aufzugeben und das Geschäft zu übernehmen. Sowohl weil dies seine Zeit sehr in Anspruch nahm, als auch weil es unpassend erschien, als Buchhändler ein in einem fremden Verlage

erscheinendes Journal zu redigiren, übergab er die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste an Weiße in Leipzig.

Im ersten Augenblicke dachte er nicht an das Unternehmen einer neuen Zeitschrift. Der Plan zu einer solchen ging von Lessing aus. Nicolai's Worte: „die damaligen Journale waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Complimente; der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit deutlich herausgesagt würde, war ganz natürlich" — enthalten den ersten Keim der Briefe die neueste Literatur betreffend, welche mit dem Jahre 1759 in Nicolai's Verlage zu erscheinen begannen. Von Lessing ging auch die Idee aus, die Form von Briefen zu wählen; er machte sich anheischig, die meisten Beiträge zu liefern, wie denn auch die ersten sechs Theile ihrem erheblichsten Inhalte nach von ihm herrühren, und bestimmte dadurch den einzuhaltenden Standpunct und den Ton der Kritik. Später griff Mendelssohn thätig mit ein; Nicolai hat an dem Inhalt nur geringen Antheil.

Die Wirkung, die von den Literaturbriefen ausging, ist recht eigentlich Lessing's Verdienst. Ihr Hauptzweck war eine freie, selbstständige, über alle persönlichen Rücksichten sich hinwegsetzende Kritik, ein offener Kampf gegen veraltete Theorieen, gegen Engherzigkeit und geistlose Mittelmäßigkeit, während in den übrigen kritischen Zeitschriften bald das lobhudelnde Cliquenwesen, bald die rücksichtsvolle Zahmheit kein entschiedenes Urtheil aufkommen ließ. Der letzte Schweif von Gottsched und Bodmer, die matten Lehrdichter, die Verfasser des nordischen Aufsehers, selbst Klopstock nicht ausgenommen, — kurz Alles, was in erstorbenen Formen ein schwächliches Dasein fristete, ward von den

Streichen der lebensfrischen Kritik getroffen, und während auf der einen Seite vernichtet ward, wies auf der anderen die Kritik eine neue Bahn für die werdende Literatur. Herder durfte in Beziehung auf die Literaturbriefe sagen, die Quelle des guten Geschmacks sei geöffnet; man solle nur kommen und trinken.

Lessing's beweglichem Geiste, der immer nach neuen Lebenselementen suchte und sie rasch ergriff, ward es schwer, an Einem Orte lange auszuhalten. Was zusammentreffen mochte, um ihm Berlin wieder zu verleiden, ist nirgends mit deutlichen Worten ausgesprochen; doch läßt es sich aus den dortigen Verhältnissen einigermaßen schließen. Daß die Geistesgemeinschaft mit seinen Freunden nicht innig genug war, um ihm den Verkehr mit ihnen unentbehrlich zu machen, daß er stets das Gefühl in sich trug, von ihnen nicht verstanden zu werden und sie zu der freien Höhe seiner geistigen Anschauung nicht heraufziehen zu können, während sie doch häufig Miene machten gegen ihn einen hofmeisterlichen Ton anzunehmen, geht schon aus unsern obigen Andeutungen hervor. Etwas der Art läßt sich zwischen den Zeilen lesen, wenn er nach seiner Abreise von Berlin in einem Briefe an Ramler sich selbst mit den Worten apostrophirt: „Warest du nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf, sondern nach dem dreißigsten Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse?" In der letzten Aeußerung erkennen wir zugleich das Verlangen, endlich durch eine Anstellung der Nothwendigkeit überhoben zu sein, nur von der Feder zu leben. Zur Erfüllung dieses Wunsches bot sich ihm 1760 eine Gelegenheit. Der General

Graf Tauenzien, Commandant von Breslau, machte ihn zu seinem Secretär. Ohne seinen Freunden etwas von der Sache mitzutheilen, entfernte er sich aus Berlin, wo man ihm noch kurz vor seiner Abreise die Ehre erwiesen hatte, ihn zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu ernennen. Er reiste über Frankfurt an der Oder — eine „Wallfahrt" zu dem Grabe seines Kleist — und traf in den ersten Decembertagen in Breslau ein.

Die oberflächlichen Beurtheiler konnten sich nicht erklären, was Lessing zu diesem Schritte vermocht haben möge. Zu diesen gehörten auch seine Berliner Freunde, die Lessing seiner Gewohnheit gemäß nicht einmal dabei zu Rathe gezogen hatte. Sie glaubten ihn für die Literatur verloren, weil er nicht mehr ein fleißiger Mitarbeiter an den Literaturbriefen war, deren Fortbestehen durch seinen Abgang ernstlich bedroht war; weil er nicht mehr, wie von Leipzig aus, mit ihnen in Briefen philosophische Erörterungen pflog. Ihnen schien Lessing's Existenz jetzt zwischen mechanischen Secretärarbeiten und dem lockeren Zeitvertreib der vornehmen militärischen Welt getheilt zu sein. Es war allerdings in ihren Klagen etwas Wahrheit. Die besten Vormittagsstunden wurden durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, die Mußestunden durch die zahlreiche Bekanntschaft, in die er gerieth. Er ging der großen Welt nicht, wie in seinen früheren Verhältnissen, aus dem Wege, sondern gab sich den Zerstreuungen des Umganges hin, war abends in Gesellschaft und — spielte. Er bekam einen leidenschaftlichen Hang zum Hazardspiel, der ihn nie wieder verlassen hat. Gewinn und Verlust, meinte er, habe sich bei ihm so ziemlich ausgeglichen. Die Ermahnungen der Freunde überhörte er. Mendelssohn warnte ihn durch die „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen," die er

einigen für ihn und vertraute Freunde bestimmten Exemplaren seiner philosophischen Schriften vordrucken ließ; der Schluß derselben lautet: „Die Spötter sagen: rufe laut! er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht. Reisen möchte er, aber kann ja nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat seine Geißel Andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen — Und er,

Wenn er nicht hört noch spricht, nicht fühlt
Noch sieht, was thut er denn? — Er spielt."

Lessing selbst hatte Momente des Mißmuths, in denen er sich selbst bitterer anklagt, als die besorgten Freunde es nur je hätten thun können. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt," schreibt er am 30. März 1761 an Mendelssohn, „aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß — — Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gutmachen?" Er fügt aber diesem

Ausbruch der Schwermuth gleich die Worte hinzu, er habe vielleicht heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich nichts in seinem wahren Lichte zeige.

Es ist dies nur die eine Seite. Auf der andern steht sein muthiges Wort: „Ich beginne ein Mann zu werden!“ Der Aufenthalt in Breslau ward für Lessing eine Bildungsschule, wie sie ihm die einsame Studirstube nimmer hätte gewähren können. Er trat auf eine größere Weltbühne, verkehrte mit Menschen von verschiedenartigem Wesen und Charakter, mit dem Adel und den Offizieren wie mit dem Bürger und Bauern, mit denen ihn sein Amt in die vielfachsten Berührungen brachte. 1762 begleitete er den General zur Belagerung von Schweidnitz und im folgenden Jahre nach Potsdam zum Könige, von wo aus er seinen Freunden in Berlin einen Besuch abstattete. Bei seiner scharfen Beobachtungsgabe erwarb er sich einen Reichthum von Menschenkenntniß und Welterfahrungen; er spielte mit in dem Drama des gegenwärtigen nationalen Lebens. Waren seine bisherigen dramatischen Arbeiten das Ergebniß kritischer Literaturstudien, so ward Minna von Barnhelm das erste wahre Nationaldrama. Er schrieb den Entwurf 1763 in heiteren Frühlingsmorgenstunden in einem Garten bei der Stadt. Das Theater besuchte er fleißig, wenn er gleich in keiner Vorstellung bis zu Ende auszuhalten vermochte. Die Schuch'sche Truppe, die damals in Breslau spielte, war zwar nicht ausgezeichnet; aber er holte sich Nahrung für seinen Geist auch aus dem kernhaften Witz der Burlesken, in denen für ihn noch Goldkörner nationaler Komik zu finden waren. „Nur selten,“ sagt der Schauspieler Brandes in seiner Selbstbiographie, „wurden die Vorstellungen guter Burlesken, besonders zu des älteren Schuch's Zeiten, von ihm versäumt.“ Er

empfand wieder Lust an seinem Faust zu arbeiten, und mancherlei andere dramatische Entwürfe entstanden, die nicht einmal fragmentarisch zur Ausführung kamen.

Am wenigsten ahnten seine Freunde, daß er seine gelehrten Studien „keineswegs an den Nagel hänge.“ Sein Einkommen verwandte er keineswegs bloß für den Tand der großen Welt, sondern er sammelte sich eine bedeutende Bibliothek, durchsuchte die öffentlichen Bücherschätze und verkehrte mit gelehrten Philologen, auch wenn sie, wie Arletius, ausgemachte Pedanten waren. Besonders nachdem er 1764 eine schwere Krankheit überstanden hatte, erhielt sein Geist seine volle Spannkraft wieder. Es tritt uns wieder der ganze Lessing entgegen, wenn er mitten unter Zerstreuungen Materialien zum Laokoon sammelt, an den altdeutschen Anekdoten- und Novellensammlungen sich erfrischt, die Gedichte des Andreas Scultetus aus dem Staube der Bibliotheken hervorzieht und die Kirchenväter liest, um der Verfassung und dem Dogma der ältesten christlichen Kirche vorurtheilsfrei in den Quellschriften nachzuforschen. Der Baum war wieder in frischem Wachsthum; die Früchte reiften schnell, und die Zeit war nicht mehr fern, wo er nur zu schütteln brauchte, um sie der deutschen Nation in den Schooß fallen zu lassen.

Schon im November 1763 schrieb er dem Vater: „es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme,“ und noch bestimmter in einem Briefe vom 13. Juni 1764: „Es sollte mir leid thun, wenn sich meine liebsten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff gemacht hätten. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, sondern mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer sein könne, daß ich meinen

alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr als jemals entschlossen sei, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinn ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." Weil er eine solche Sklaverei fürchtete, schlug er einen Ruf an die Königsberger Universität aus. Seitdem er in das Studium der alten Kunstgeschichte sich vertieft hatte, beschäftigte ihn der Lieblingsgedanke, nach Wien zu gehen und die kaiserliche Bibliothek für seinen Zweck zu benutzen, von dort Italien und vielleicht das Heimatland der antiken Kunst mit eigenen Augen zu sehen. Um Ostern 1765 verließ er Breslau und seine bisherige Stellung. „Wie es weiter werden wird," äußert er in dem schon erwähnten Briefe an den Vater, „ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die außer Stand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. Ich habe ein besseres und habe Freunde." Er nahm seinen Weg über Camenz nach Leipzig und reiste von dort in Nicolai's Gesellschaft nach Berlin.

Als Lessing nach Berlin in die früheren Verhältnisse zurückkehrte, war es nicht, wie die Welt von ihm glaubte, seine Absicht, sich aufs neue als Journalist der Kritik der Tagesliteratur zu unterziehen. Er schloß 1765 die Literaturbriefe, wie er sie ins Leben gerufen und eingeleitet hatte, und überließ es Nicolai, die allgemeine Bibliothek, welche das gesammte Literaturgebiet umfassen sollte, nach dessen eigenem Plane herauszugeben, ohne sich in die Tendenz und die Redaction dieser Zeitschrift einzumischen.

Da man damals in den kritischen Journalen sehr ängstlich die Anonymität wahrte, so konnte es bei seinem früheren Verhältnisse zu den Literaturbriefen nicht ausbleiben, daß man ihn bei manchen Angriffen der allgemeinen Bibliothek für den Urheber oder den Mitschuldigen hielt und seiner Versicherung, daß von ihm in der neuen Zeitschrift keine Zeile stehe, nur geringen Glauben schenkte.

Lessing benutzte seine zweijährige Muße in Berlin hauptsächlich zur Ausarbeitung der Breslauer Entwürfe Laokoon und Minna von Barnhelm.

Im Jahre 1766 erschien „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte — erster Theil." Die Ausarbeitung eines zweiten und dritten Theils, die noch folgen sollten, ist unterblieben. Indem er von Winckelmann's Abhandlung „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" und der Erörterung der berühmten Laokoons-Gruppe ausging, entwickelte er das Wesen der bildenden Kunst in ihrem Verhältnisse zur Poesie. Mit jener Schärfe, mit der er überall in seiner Kritik die Begriffe zu sondern und die Grenzen jedes einzelnen geistigen Gebiets zu bestimmen suchte, entwickelte er in seinem Laokoon, geleitet vornehmlich von der Plastik griechischer Poesie, mit der er vertrauter war, als mit den Werken der bildenden Kunst, die jedem der beiden Kunstgebiete eigenthümlichen Principien. Das Wesen der bildenden Kunst setzte er in die Schönheit, das der Poesie vorzugsweise in die Handlung. Die durch Breitinger's Theorie geförderte Vermischung der Poesie und Malerei, somit die in der ganzen vorangehenden Literaturperiode mit Vorliebe gepflegte didaktische und beschreibende Dichtung ward beseitigt, dagegen

die dramatische und dieser zunächst die epische Poesie als die höchste Stufe poetischer Darstellung bezeichnet. Man muß sich den Zustand der damaligen poetischen Literatur vergegenwärtigen, um die Zaubermacht der Einwirkung dieses Werkes, das für alle strebenden Geister den heiteren Himmel wahrer Dichtung ausbreitete, nachzuempfinden. Die Poesie erschien zu ihrer reinsten erhabensten Würde verklärt, indem sie der ideale Ausdruck freier Menschheit ward. „Wie mit einem Blitz," sagt Goethe, auf seine Jugend zurückblickend, „erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst." Nicht bloß durch den tiefen Gedankengehalt, sondern auch durch die unübertreffliche Schönheit der Darstellung ist diese Schrift unter Lessing's wissenschaftlichen Arbeiten das vollendetste Kunstwerk geworden. Er zieht uns mit dramatischer Gewandtheit mitten in die Untersuchung hinein, fesselt unser Interesse durch anmuthige Seitenwege und führt uns unerwartet auf neue Standpuncte, von wo sich uns freie Aussichten nach verschiedenen Seiten eröffnen. Herder konnte daher mit Recht sagen, Lessing's Laokoon sei ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen sind.

Minna von Barnhelm brachte Lessing schon größtentheils ausgearbeitet von Breslau, so daß „verfertiget im Jahre 1763" auf den Titel gesetzt ward. In Berlin wurde das Stück vollendet und abgerundet, wobei der Dichter Ramler zu Rathe zog, zu dessen Tact für Correctheit er großes Vertrauen hegte. Die meisten seiner Verbesserungsvorschläge, die indeß nur Einzelnheiten betrafen, hat

er durch die Aufnahme in den Text gebilligt. 1767 erschien **Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück** in der Sammlung seiner Lustspiele, und das erste deutsche nationale Lustspiel begann von der Bühne herab, auf Liebhabertheatern und in Familiencirkeln eine so gewaltige, allgemeine Wirkung zu äußern, daß der Verfasser einsah, er habe nicht nur, wie er gewünscht, sich selbst, sondern auch alles bis dahin Vorhandene übertroffen. Blicken wir auf die Geschichte unserer deutschen Bühne zurück, so sind alle dramatischen Dichtungen, die der Minna vorangingen, Lessing's eigene Dramen nicht ausgenommen, von der Bühne verschwunden; mit **diesem** Stücke treten wir in die neue Aera der dramatischen Kunst. „Diese Production," sagt Goethe, „war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." Die deutsche Dichtung bemächtigte sich hier zum erstenmal des nationalen Lebens und erschien als eine aus der kaum verschwundenen kriegerischen Zeitepoche unmittelbar hervorgegangene Schöpfung. Die Charaktere tragen im Ernst wie im Scherz die Züge deutschen Gemüths, dabei so mannigfaltig und durch die Handlung selbst entwickelt, daß gerade auf deren scharfer Zeichnung wesentlich das Interesse des Stücks beruht. Der Franzose, ein Typus der damals in großer Anzahl in Deutschland umherirrenden französischen Glücksritter bildet dazu den heitersten Contrast. In dem Plane und der Anlage des Ganzen herrscht eine musterhafte Klarheit und in der Verkettung der Handlung eine alles Einzelne scharfsinnig erwägende Motivirung. Einige Längen entstehen nur durch die dialektische Behandlung des Dialogs in dem zum ernsten Drama hinübemeigenden Kampf zwischen Ehre und Liebe, wo man mit dem

Dichter ausrufen möchte: „bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen;“ allein der Geist, der alle Theile des Drama's durchweht, ist von so unverwelklicher Frische, daß es das später lebende Geschlecht, für welches jener Reiz, den es für die Zeitgenossen von den Beziehungen zu den gegenwärtigen Ereignissen entlehnte, längst verschwunden ist, noch durch seinen bleibenden inneren Werth fesselt und an dem Prüfstein der Zeit sich als classisches nationales Drama bewährt hat.

Mit diesem Drama, in welchem das patriotische Selbstgefühl des Preußen den schönsten Ausdruck gefunden hatte, nahm Lessing von dem preußischen Staat für immer Abschied. Der große König wußte den Geist des deutschen Denkers und Dichters nicht zu würdigen und wies den ihm wiederholt gemachten Vorschlag, Lessing als Bibliothekar in Berlin festzuhalten, zurück. Dieser folgte daher im Frühling 1767 dem lockenden Ruf, der von Hamburg aus an ihn erging.

Nächst dem Leipziger Theater hat das Hamburger die größte Bedeutung für den Aufschwung unserer dramatischen Kunst und Literatur. Unter Schönemann's Direction bildeten sich dort die ersten namhaften deutschen Schauspieler, ein Eckhof, Ackermann und Schröder, Männer voll hoher Begeisterung für ihre Kunst und von der Nachwelt unvergessen. In der Koch'schen Gesellschaft, die während des Kriegs von Leipzig nach Hamburg zog, glänzte Brückner, der Freund Lessing's. Unter Ackermann's Leitung, der 1763 das Hamburger Theater übernahm, erlangte Schröder's ausgezeichnetes Talent seine völlige Ausbildung. Als Dramaturg ward Löwen, ein umsichtiger Kenner der Bühne und auch als Dichter nicht ohne Verdienst, ein Vorläufer Lessing's. Das Interesse für die Bühne hatte

sich der höheren Stände dergestalt bemächtigt, daß aus deren Mitte ein Unternehmen hervorging, welches eine Neugestaltung der deutschen Bühnenverhältnisse versprach. In der Ueberzeugung, wenn das Theater den Namen eines Tempels der Kunst verdienen solle, müsse es von den Geldspeculationen der Directionen unabhängig sein, bildete sich 1766 aus einigen Mitgliedern der reichen Kaufmannschaft ein Verein, um ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen. Die Idee war vornehmlich von Eckhof ausgegangen. Ackermann vermiethete der Gesellschaft das Haus, Löwen und Eckhof übernahmen Direction und Regie; Lessing wurde auf ihren Vorschlag der Antrag gemacht, als Theaterkritiker und Dichter mitzuwirken. Eine solche Thätigkeit lag zu sehr in der Richtung seiner Lieblingsneigungen, als daß er dem an ihn ergangenen Rufe sich hätte entziehen können. „Ich stand" — schreibt er — „eben am Markte und war müssig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde. — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte." Eine Anstellung als „Theaterdichter" lehnte er ab; nicht einmal die Auswahl des Repertoire's hing von ihm ab; er wollte als Theaterkritiker wirksam sein. Zu dem Ende ward die Hamburgische Dramaturgie ins Leben gerufen, welche schrittweise mit ihrer Beurtheilung die Leistungen der Künstler und die zur Darstellung gebrachten Dramen begleiten sollte. Die Worte, mit denen er seine theatralische Zeitschrift einleitete, sprechen seine hohen Erwartungen aus, zu denen er im Beginn des Unternehmens

berechtigt war, wenn auch schon einige Befürchtungen, die später eintrafen, sich zwischen den Zeilen lesen lassen. „Aus dieser ersten Veränderung," heißt es unter Anderm, „können auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des Publicums leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf. An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gespart werden. Ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publicum halte — —."

Es kam jedoch Vieles zusammen, um die Unternehmung im Beginn zu hemmen und auch Lessing seine Stellung zu verleiden. Das Theaterpersonal wollte von der Kritik nicht lernen und fühlte sich durch den leisesten Tadel verletzt. So gern sich Lessing mit der Kunst des Schauspielers beschäftigte, gab er doch, um ferneren Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, mit der fünfundzwanzigsten Nummer der Dramaturgie die Beurtheilung der Aufführungen ganz auf und beschränkte sich auf die Kritik der vorgestellten Stücke; aus ähnlichen Gründen ließ auch Löwen den Unterricht der Schauspieler fallen. Das ganze Unternehmen war von kurzer Dauer; man hatte sich in dem Publicum verrechnet; die Theilnahme erkaltete sehr bald. Es wurde noch ein Versuch gemacht, die Gesellschaft zusammenzuhalten, indem man sie im Winter in Hannover Vorstellungen geben ließ. Lessing folgte ihr nicht dahin und beschäftigte sich während des Winters mit der Ausarbeitung der Dra-

maturgie sowie mit der Fortsetzung seines Doctor Faust, den er in Hamburg zur Aufführung bringen wollte.

Da er den Untergang des Theaterunternehmens vor Augen sah, so gründete er inzwischen „um seine Versorgung und sein Glück von sich selber abhängen zu lassen," in Gemeinschaft mit Bode, dem vortrefflichen Uebersetzer englischer Romane, eine Buchdruckerei und Buchhandlung. Im Mai 1767 begann die Theatergesellschaft ihre Vorstellungen aufs neue in Hamburg, doch mit sehr geringem Erfolg, obgleich Schröder, der ihr anfangs gefehlt hatte, sich ihr wieder anschloß. Löwen legte im Juli die Direction nieder; auch Lessing gab bald darauf seine Stellung zur Bühne auf, doch dehnte er seine dramaturgischen Kritiken noch bis zum Schluß der Vorstellungen aus, der am 25. November mit Weiße's Eduard III. erfolgte. Ackermann übernahm aufs neue das Haus und die Leitung der Hamburger Bühne, deren Seele jetzt Schröder ward; mit ihm stand Lessing während seines Aufenthalts in Hamburg im vertrautesten Verkehr, so daß das Beste, was er gewollt und erstrebt hatte, zum Nutzen der deutschen Bühne durch seinen Zögling ins Leben gerufen wurde. Der Unmuth, mit dem Lessing das vielversprechende Unternehmen scheitern sah, hat ihm das herbe Schlußwort der Dramaturgie eingegeben, und es erklärt sich daraus, daß er gegen sein eigenes Dichtertalent ungerecht ward. „Ueber den gutherzigen Einfall" — so ruft er schmerzlich-bitter aus — „den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter; fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die

unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich. Lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten."

Hatte sich auch das Project in nichts aufgelöst, so trug es doch eine für alle Zeiten dauernde Frucht, die Lessing'sche Dramaturgie. Der Verfasser riß sich von dem flüchtigen Interesse der theatralischen Aufführungen los und erweiterte seine Beurtheilung zu kritischen Abhandlungen, in denen die Gesetze der dramatischen Dichtkunst, besonders der Tragödie, eine umfassende Erörterung fanden und eine Grundlage für das deutsche Drama gewonnen ward. Die Kritiken der Trauerspiele Corneille's und Voltaire's vollendeten seine Polemik gegen die Tragödie der Franzosen, denen er nur in der Lustspieldichtung, in welcher er namentlich Molière's hohe Bedeutung anerkannte, einen eigenthümlichen Werth zugesteht. Im Wesentlichen stellt er sich, von den im Laokoon entwickelten Principien ausgehend, auf den Boden der griechischen Poesie und weist in der Auslegung der Poetik des Aristoteles, die er für eben so unfehlbar hält, wie die Elemente des Euklides, die unabänderlichen Grundgesetze, den Kanon der dramatischen Poesie nach. Sein Blick erhebt sich dessenungeachtet frei zu der wärmsten Anerkennung des Shakspeare, ohne darum, gleich späteren Bewunderern des großen Briten, der Regellosigkeit das Wort zu reden. Selbst dem spanischen Drama, mit dessen Literatur er sich in Hamburg genauer bekannt machte, gesteht er bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung in der Literatur zu. Ueberall stellt er die „Wahrheit" als die erste dramatische Forderung hin, indem nichts groß sei, was nicht wahr sei, und dringt, so vielfach er auch auf die Literatur

des Auslandes eingeht, auf die Selbstständigkeit des deutschen Geistes. Eben von diesem Geiste ist das ganze Werk, das in der Schönheit der Form sich dem Laokoon an die Seite stellt, erfüllt; die sittliche Energie, welche die kritischen Untersuchungen begleitet, ist nicht der kleinste Theil seines Werthes und seiner Bedeutung für die Literatur der Folgezeit.

Das mit Bode unternommene Buchhändlergeschäft hielt Lessing noch die nächste Zeit in Hamburg zurück. Er war zu sehr Gelehrter im großen Stil und in finanzieller Berechnung zu wenig bewandert, um es durch praktische Gewandtheit für sich einträglich zu machen. Seine Pläne, dem Nachdruck zu wehren und durch eine Vereinigung der Schriftsteller den Verfassern einen größeren Antheil an dem aus dem Verkauf der Bücher erlangten Gewinne zu sichern, eine erweiterte Art des Selbstverlags, sind für ihn charakteristisch, stießen aber in der Ausführung auf Hindernisse und Widerstand von allen Seiten. Die Hoffnung auf die Wiener Gelehrtenakademie, von der in Klopstock's Leben das Nähere berichtet worden ist, mußte er, wie so manche andere, wieder verschwinden sehen. Eine Einladung, nach Wien als Dramaturg zu gehen, wies er zurück. Aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln mußte er auf seinen Lieblingswunsch, nach Italien zu reisen, verzichten. Seine in Breslau gesammelte Bibliothek von 6000 Bänden hatte er größtentheils schon vor seiner Reise nach Hamburg veräußert; jetzt verkaufte er auch den letzten Rest derselben, ohne im Stande zu sein, sich von Schulden frei zu machen. Unter diesen trüben Umständen erheiterte ihn der vielseitige Umgang, wie er ihm in ähnlichem Maße in keiner Periode seines Lebens zu Theil geworden ist. Er verkehrte mit Gelehrten und Künstlern, Kaufleuten und Offizieren, und

unter diesen waren Männer wie Büsch, Reimarus, Claudius, Bach, Schröder, anderer bedeutender Namen zu geschweigen. Auch mit geistvollen Frauen kam er mehr als früher in näheren Verkehr; wir erinnern nur an Elise Reimarus und die liebenswürdige Frau seines Freundes König.

„Solche Umstände waren nothwendig," schrieb Lessing an Gleim, als der Ruf nach Hamburg erfolgt war, „die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andern Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit." Früher, als er sich's damals dachte, kehrte er zu gelehrten Studien zurück; auf dem Gebiete der Kunstgeschichte focht er während seines Hamburger Aufenthalts den Streit mit dem Philologen Klotz aus.

Christian Adolf Klotz hatte als ein talentvoller junger Gelehrter, der die philologischen Studien mit der schöngeistigen Bildung seiner Zeit zu verbinden suchte, sich früh zu Ehre und Ansehen emporgearbeitet. Fast noch ein Jüngling, ward er von Göttingen zur Professur der Philosophie und Beredsamkeit an die Universität zu Halle berufen und zum Geheimrath erhoben. Eine Reihe philologischer Schriften, die sich mehr durch einen eleganten lateinischen Stil als durch wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit auszeichneten, erwarb ihm einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten; seine Zeitschrift Acta literaria machte ihn als Kritiker gefürchtet, wie sie andrerseits einen Anhang von Literaten um ihn schaarte. Allein der früh erworbene Ruhm und die von Schmeichlern genährte Eitelkeit ward die Klippe, an der er scheitern sollte. Seine literarische Vielgeschäftigkeit hinderte ihn an gründlichen

Studien und bildete höchstens die formelle Seite seines Talents aus. Da seinen Werken die sittliche Grundlage fehlte und seine Thätigkeit nur auf die Befriedigung der flachsten Eitelkeit berechnet war, so griff er bald zu den niedrigen Mitteln, wodurch sich ein Anhang erwerben und eine Clique zusammenhalten ließ. Lob und Tadel galten nicht der Sache, nicht den höheren Zwecken der Wissenschaft, sondern Schmeichelei zog die Einen heran, und die gemeinste Medisance und Zwischenträgerei suchte denen etwas aufzuheften, die außerhalb der Partei standen, und die Neutralen zu schrecken. Vor Lessing hatte Klotz zu viel Respect, um seine Angriffe gegen ihn zu richten; er sprach mit Achtung von ihm und drückte sie ihm nach dem Erscheinen des Laokoon auch in einem ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Schreiben aus. Allein Lessing widerte das Cabalenwesen der Klotzischen Partei an; hin und wieder berührte es ihn auch näher, als Klotz und seine Genossen, unter ihnen besonders Riedel in Erfurt, sich mit immer lauterer Anmaßung zu Richtern des Geschmacks in der schönen Literatur aufwarfen. Lessing war auf einer Reise nach Leipzig im Jahre 1768 mit dem Treiben der Partei näher bekannt geworden; er gab seine anfängliche Absicht, bei einem Besuche in Halle Klotz persönlich kennen zu lernen, auf. Er ging schon mit dem Gedanken um, an ihm ein Beispiel zu statuiren, daß die mit Unwissenheit gepaarte Anmaßung nicht ungestraft bleibe. Eine literarische Veranlassung gaben ihm die jüngst erschienenen Klotzischen Schriften, eine Abhandlung „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" und Vorreden zu Meusel's Uebersetzung der kunstgeschichtlichen Abhandlungen des Grafen Caylus, sowie zu dessen Uebersetzung des Apollodor. „Der Mann nimmt das Maul gar

zu voll," schrieb Lessing nach seiner Rückkehr von Leipzig an Nicolai, „und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und Alles, was er von dem Seinigen dazugethan, ist jämmerlich."

Die antiquarischen Briefe, deren ersten Theil Lessing gegen das Ende des Jahres 1768 herausgab, schließen sich dem behandelten Gegenstande nach an den Laokoon an; allein er wollte diesmal nicht Theoretiker sein und ließ den ästhetischen Gesichtspunct ganz fallen; er war nur der gelehrte Forscher, welcher die verstecktesten und schwierigsten Pfade archäologischer Gelehrsamkeit mit einer Belesenheit und Gründlichkeit durchwanderte, als ob er dieses Studium, das er doch selbst hinterher „ein armseliges" nennen muß, zu seiner Lebensaufgabe gemacht hätte. Und so frei stand er wieder über seinem Studium, daß er nach dem Erscheinen des ersten Theils der antiquarischen Briefe an Mendelssohn schreibt: „Ich schätze das Studium der Alterthümer gerade so viel als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lange wird." Der zweite Theil führte mehr die persönliche, man möchte sagen, sittliche Polemik gegen Klotz und seinen Anhang und deckte die Schleichwege des literarischen Coteriewesens mit einer so vernichtenden Schärfe und Energie auf, daß der Klotzianismus für alle Zeiten gezeichnet ist. Was den leidenschaftlichen Ton betrifft, der in einigen Puncten den Geg-

ner schneidender trifft, als er verdiente, so ist uns darüber eine charakteristische Aeußerung Lessing's erhalten: „Wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzustellen.“

Zu diesen polemischen Schriften bildet die vortreffliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ (1769) einen versöhnenden Abschluß. Klotz hatte behauptet, daß die Alten den Tod als Skelett dargestellt hätten, was allerdings der Fall ist, aber nur in Sculpturen aus der späteren Zeit. Lessing suchte dagegen zu erweisen, daß er auf den Kunstwerken der Griechen als der Genius mit der umgekehrten Fackel erscheine, eine Auffassung, welche, so treffend auch von ihm die Schönheitsidee der Griechen hervorgehoben ist, schon von Herder dahin berichtigt ward, daß es der Genius des Lebens sei, welcher die Fackel senkt.

Während Lessing mit seinen antiquarischen Untersuchungen beschäftigt war, wurde Winckelmann in Triest ermordet. Lessing konnte wohl in manchen Puncten von dem genialen Schöpfer der neuern Kunstgeschichte abweichen; aber er hegte für ihn die größte Hochachtung und trug sich bis ans Ende seines Lebens mit dem Gedanken, eine Ausgabe seiner Werke zu veranstalten und sie mit Anmerkungen zu begleiten. Viele dachten damals, daß Lessing, dessen Verlangen nach Italien längst kein Geheimniß war, dazu bestimmt sein könne, dessen Nachfolger in Rom zu werden. Allein ein anderes Anerbieten verhinderte die Ausführung seiner Reiseprojecte, zu der ihm überdies die Mittel unerschwinglich waren, in einer Lage, die er selbst mit einem Moraste vergleicht, in den man immer tiefer hineinsinke, je mehr man sich herausarbeiten wolle.

4*

Im October 1769 machte ihm sein Freund Ebert, Professor am Carolinum zu Braunschweig, im Namen des Erbprinzen Ferdinand den Antrag, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Die Achtung, welche der Prinz, ein Verehrer deutscher Wissenschaft, für Lessing als Schriftsteller hegte, ward durch dessen persönliche Anwesenheit in Braunschweig im November 1769 so sehr erhöht, daß er die Erwartungen des Prinzen, wie dieser selbst äußerte, übertroffen hatte. Seine Berufung war entschieden und erschien um so ehrenvoller, als man die Stelle erst für ihn freimachen mußte. Um Ostern 1770 machte er sich von Hamburg los und ward am 7. Mai in sein neues Amt eingeführt. Ueber seine Stellung schreibt er dem Vater: „Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen, oder, eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem Andern.... Die Stelle selbst ist so, als wenn sie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es nun so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen." In einem großen wissenschaftlichen Sinne faßte Lessing seinen Beruf auf, und in dieser Hinsicht war er, wie in Allem, was er mit Liebe erfaßte, auch als Bibliothekar groß. Das Mechanische sollte seinen Gehülfen überlassen bleiben. Man konnte seiner Verwaltung vorwerfen, daß keine ordentliche Registratur der angeschafften Bücher stattfand, daß das Verliehene nicht immer aufgezeichnet wurde, daß er keine Rechnung ablegte; jedoch ließ der Nachweis über seine Verwaltung, welcher nach seinem Tode gegeben ward, nicht den geringsten Zweifel an seiner Un-

eigennützigkeit aufkommen. Wichtiger, als der pünctliche Mechanismus, für den er nicht geeignet war, sind die literarischen Entdeckungen, die er unter den ihm übergebenen Bücherschätzen machte und für die Wissenschaft nutzte. Ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Dogmengeschichte war gleich anfangs die Entdeckung einer ungedruckten Schrift des Berengarius Turonensis, des Gegners der Lehre von der Transsubstantiation. Die Abhandlung, in der er diesen „Fund" (denn so wollte er seine Entdeckung nur genannt wissen) der gelehrten Welt bekannt machte, zeigte ihn zur Ueberraschung der Theologen als einen eben so scharfsinnigen Forscher auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete, wie kurz zuvor auf dem der Archäologie. Ernesti war darüber so erfreut, daß er ihn in seinen Vorlesungen als ein Beispiel erwähnte, daß man, wenn man die alten Sprachen gründlich studire, Alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. Den Berliner Freunden kam es unbegreiflich vor, ihrem Lessing statt unter den rationalen Aufklärern mitten unter den orthodoxen Dogmatikern zu begegnen. Die Freundschaft mit Nicolai war schon im Erkalten; Lessing konnte nicht mehr mit den Verfassern der allgemeinen deutschen Bibliothek gehen.

Seine gelehrten Studien schienen in dieser Zeit an Vielseitigkeit noch mehr zu gewinnen. Die Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur, für die er schon in Breslau und Hamburg viel Interesse gehabt hatte, zog ihn aufs neue an, vor Allem die Zeit, wo sich aus dem Schooße des Bürgerthums die volksmäßige Erzählung und Lehrdichtung entwickelte. Er schrieb über die Fabeln des Bonerius, dessen Namen er zum erstenmal nachwies, und verfertigte eine Abschrift des Hugo von Trimberg, sowie er auch 1771 den schon in Schlesien aufgefundenen

Scultetus herausgab. Eine Reihe von Notizen und Abhandlungen über ungedruckte Schriften erschien seit 1772 in dem Werke: Zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, bis zum Jahre 1781 sechs „Beiträge", welche die Universalität des Lessing'schen Geistes ins hellste Licht setzen.

Die Herausgabe einer Sammlung seiner kleinen Schriften fällt ebenfalls in die erste Zeit seines Aufenthalts in Wolfenbüttel. Während er Ramlern nicht nur die Correctur überließ, sondern auch die Erlaubniß ertheilte, in den Gedichten zu ändern und, was ihm nicht gefiele, nach Belieben zu streichen, beschenkte er die Welt mit der meisterhaften Abhandlung „zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten." Der Poesie schien er somit entsagen zu wollen, selbst dem Drama. In Betreff eines durch Sulzer vermittelten Auftrags, nach Wien als Dramaturg zu gehen, äußerte er in einem Briefe an seinen Bruder (am 14. November 1771) ihm werde das Theater von Tage zu Tage gleichgültiger. Allein gerade in den nächstfolgenden Wintermonaten reifte sein neues Trauerspiel Emilia Galotti zur Vollendung, so daß es am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunschweig aufgeführt werden konnte.

Fast ein Menschenalter hindurch galt Emilia Galotti für die größte deutsche Tragödie. Und mit Recht! denn eine ganze dramatische Literatur rankt sich an diesem Stamme empor. Es waren erst wenige Jahre verflossen, seit Lessing in den Schlußworten der Dramaturgie, zu einer Zeit, da er Emilia Galotti keineswegs aus den Augen verloren hatte, von sich das berühmte Bekenntniß ablegte: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manch=

mal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man mich nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen." Das strenge Urtheil, welches Lessing, der oft so großartig bescheiden ist, hier gegen sich ausspricht, hätte die romantische Schule gern so ausgelegt, daß Lessing aus der Reihe unserer großen dramatischen Dichter gestrichen worden wäre. Allein das eben ist die Größe von Lessing's Genius, daß die Kritik unter seinen Händen in die poetische Production übergeht, daß seine kritische Forschung immer zuletzt in einem Dichtwerke ihren Abschluß erhält. Er konnte von sich sagen, daß er die dramatische Kunst studirt habe. Emilia Galotti ist die volle, reife Frucht der umfassendsten Kenntniß der tragischen Kunst, der durchdachtesten Prüfung ihrer Gesetze. Von dem in Minna von Barnhelm betretenen Wege, die Handlung durch ihre Beziehung zur Gegenwart unserer Auffassung näher zu rücken, wich er auch in seiner Tragödie nicht ab. Sie gehört der schwülen Atmosphäre an, die der französischen Staatsumwälzung vorangeht. Die Handlung führt uns nicht eine Virginia, nicht entlegene römische Zustände vor, sondern sie ist an einen der kleinen italienischen Für-

stenhöfe versetzt, wo die Vergleichung mit den dermaligen deutschen Sittenzuständen, der ähnliche Contrast zwischen reiner Bürgertugend und der Verdorbenheit der höhern Stände so nahe lag, daß man beim Erscheinen des Stückes darin Hindeutungen auf die Verhältnisse am Braunschweiger Hofe finden wollte.

Obgleich der Dichter das Motiv der Tragödie, die Rettung des Mädchens aus der Gewalt des Verführers durch den Tod von der Hand des Vaters, der Erzählung von der Virginia entlehnte, so streifte er doch alles Nebenwerk der römischen Zustände und vor Allem das mitwirkende politische Motiv ab, um nicht die dramatische Handlung zu verwirren. Der Plan ist mit bewunderswürdiger Consequenz bis ins Kleinste sorgfältig gezeichnet; nichts steht überflüssig; jeder der Charaktere, auf die wir im Einzelnen hier nicht näher eingehen können, steht an seiner Stelle. Durch den Hauptcharakter, durch Emilia selbst, die im Kampfe zwischen sittlicher Würde und einer, wenn auch nur dunkel gefühlten, aber schon im Keime mächtigen Neigung zu dem Prinzen sich zum Tode hindrängt, als dem einzigen Mittel der Rettung vor der dämonischen Gewalt, ist die Katastrophe in echttragischem Sinne motivirt; durch das Auftreten der Orsina, in der das der Emilia drohende Geschick lebendig vor uns steht, wird die Entscheidung herbeigeführt. Die völlig schuldlose, ihrer sittlichen Stärke sich bewußte Emilia wäre zu retten, aber nicht die den herannahenden Sturm der Leidenschaft im Busen und zugleich ihre Schwäche fühlt. Immerhin mögen wir es verletzend und dem modernen Charakter der Situation widersprechend nennen, daß die Lösung in die Hand des Vaters gelegt ist; doch hat der Dichter durch die feinste Motivirung darauf vorbereitet. Die Sprache des Dialogs ist

knapp und gedrängt; sie verschmäht mehr als billig den Schmuck der Rede und die poetische Fülle; aber sie ist kernig und aus dem reinsten Born der deutschen Sprache geschöpft; auf lange Zeit klingt sie durch alle deutschen Prosatragödien und dramatischen Familiengemälde hindurch.

Nach der Vollendung der Emilia Galotti fühlte sich Lessing sehr abgespannt. Bei der sitzenden Lebensart und der Einsamkeit seines Wolfenbüttel litten Körper und Geist zugleich. Einige unangenehme Vorfälle, die sein Selbstgefühl kränkten, verschlimmerten seine hypochondrische Stimmung, die sich in seinen Briefen oft in den schmerzlichsten Ausbrüchen kund giebt. Man hat es auch hieraus zu erklären, weßhalb er über den Erfolg seiner mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Dichtung so gleichgültig war, sowie auch weßhalb er über die durch Herder's und Goethe's jugendlichen Flug ermunterten jungen Dichtertalente, welche die von ihm gezogene Grenzlinie der Freiheit vom Regelzwange überschritten, sich so kalt und ungünstig äußert. Goethe's aufsteigender Genius fand jedoch auch bei ihm Anerkennung, trotz seines herben Urtheils über den Wertherroman, dessen lyrische Tiefe er nicht nachzuempfinden vermochte. Ihn verletzte überdies, daß in der Darstellung des Werther der Charakter des jungen Jerusalem, der ihm persönlich nahe gestanden und seine Achtung gewonnen hatte, in ein falsches Licht gestellt war, weßhalb er dessen philosophische Aufsätze in polemisch-apologetischer Absicht herausgab.

Selten betrat er nur noch das Gebiet der Kunstgeschichte. Laokoon mahnte zur Fortsetzung, aber vergebens. Die Abhandlung „vom Alter der Oelmalerei" (1774) gab wenigstens den Beweis, daß er noch gern den Blick dahin streifen ließ. Es sollte ihm auch endlich der langgehegte

Wunsch in Erfüllung gehen, im Vaterlande der Kunst mit ihren herrlichsten Schöpfungen vertrauter zu werden und durch deren Anschauung sowie zugleich durch den Genuß der schönen Natur des Südens seine Seele zu erfrischen und zu erweitern. In das Jahr 1775 fällt seine Reise nach Italien in Gesellschaft des edlen Prinzen Leopold von Braunschweig und seines Hofmeisters. Auf der Hinreise besuchte er die Freunde in Leipzig und Berlin und begab sich darauf nach Wien, wo ihm eine glänzende Aufnahme zu Theil ward. Die Kaiserin Maria Theresia beschied ihn zu sich und unterhielt sich mit ihm über die Bildungszustände Oestreichs. Er konnte seine eben nicht schmeichelhaften Ansichten darüber hinter der Erwiderung verstecken, daß er sich bei einem so kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiserin nahm dies Geständniß für einen Tadel. „Ich glaube Ihn zu verstehen," sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe Alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." Wir kennen nicht den weiteren Verlauf des Gesprächs, außer daß sie ihm zum Schluß der Audienz ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand anbot, das Lessing kurz vor seiner Abreise (25. April) zugeschickt erhielt.

Lessing betrat Italien gegen Anfang des Mai und verweilte dort über ein halbes Jahr. Dennoch hatte er von dieser Reise nicht den Gewinn, als wenn er sie ein Jahrzehend früher in einer jugendlicheren Stimmung und als Herr seiner Zeit in völliger Unabhängigkeit, die für ihn die eigentliche geistige Lebensluft war, hätte machen können.

Sie wurde daher für ihn nicht, wie für Goethe, eine neue Lebensepoche; kaum läßt sich die Nachwirkung der dort empfangenen Eindrücke in seinen späteren Schriften bemerken, obwohl wir bei der Regsamkeit seines Geistes voraussetzen können und auch theilweise aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs erfahren, daß er die Schätze der Bibliotheken und Kunstsammlungen seiner aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen ließ. Die Reise berührte zunächst Mailand und Venedig, wo er zum Himmelfahrtsfeste der Vermählungsfeier der Republik mit dem adriatischen Meere beiwohnte. Von da gelangte er über Bologna nach Florenz, wo ihn Hitze und hypochondrische Stimmung um allen Genuß brachten. Corsica wurde besucht, sodann Genua und Turin, welches ihm durch den Verkehr mit mehreren bedeutenden Gelehrten lieb wurde. Ueber Pavia, Modena und Bologna trafen die Reisenden endlich am 22. September in Rom ein. Kunstdenkmäler und Bibliotheken wurden, wie sein Tagebuch lehrt, eifrig aufgesucht, aber zu tiefem Studium reichte die durch mancherlei Zerstreuungen beschränkte Zeit des Aufenthalts nicht hin. Man erzählt, daß er in Rom eines Tages stundenlang vergebens gesucht wurde; endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einsam und beschäftigt, über dies Kunstwerk neue Bemerkungen zu sammeln. Er begleitete den Prinzen zur Audienz bei dem Papste Pius VI., dessen schöne, imponirende Gestalt und leutseliges Wesen ihn sehr überraschte und gewann. Neapel, wo sie den 17. October anlangten, war der Endpunct ihrer Reise. Der Prinz erhielt die Nachricht, daß er zum Inhaber eines preußischen Regiments in Frankfurt an der Oder ernannt sei, und sah sich dadurch genöthigt, in der kürzesten Richtung die Rückreise nach Deutschland anzutreten. In München trennte sich Les-

fing von ihm, um nochmals Wien zu besuchen, wo er am 24. December eintraf. Längere Zeit verweilte er sodann in Dresden, um noch einmal mit seiner seit fünf Jahren verwittweten alten Mutter zusammen zu sein. Er erfreute sich besonderer Gunst von dem jungen Kurfürsten Friedrich August, der gegen ihn den Wunsch aussprach, ihn durch eine passende Anstellung an sein Heimatland zu fesseln. Berlin besuchte er zum letzten Mal in seinem Leben. Am 23. Februar kam er nach Braunschweig zurück. Die Verhandlungen über eine Verbesserung seiner Lage, die er hier am Hofe betrieb, führten endlich dahin, daß er eine Erhöhung seines Gehalts auf 800 Thaler und eine bessere Wohnung erhielt, außerdem durch die Ertheilung des Hofrathstitels eine Auszeichnung empfing, die freilich, wie alle Titel, in seinen Augen keinen Werth hatte. Dieser Ausgang der Sache war deßhalb für ihn von besonderer Wichtigkeit, weil er sich dadurch in Stand gesetzt sah, eine Verbindung zu schließen, die schon seit mehreren Jahren sein sehnlicher Wunsch gewesen war.

Während seines Aufenthalts in Hamburg zählte Lessing den Seidenhändler König zu seinen vertrautesten Freunden. Als dieser im Jahre 1769 die Reise nach dem Süden antrat, von der er nicht zurückkehren sollte, empfahl er ihm, gleichsam sein nahes Ende ahnend, die Sorge für seine Familie. Lessing erfüllte treu die Freundespflicht. Zu den Hinterbliebenen bestand das innigste Verhältniß fort und führte zu dem Wunsche, es zu einer Vereinigung fürs Leben zu gestalten. Der Briefwechsel, den er mit der Wittwe seines Freundes nach seiner Trennung von Hamburg, bis er das Ziel seiner Wünsche erreichte, mehrere Jahre hindurch führte, gewährt uns einen Blick in eine schöne Seelengemeinschaft, wenn sie gleich, wie von der vor-

gerückten Lebensstufe beider nicht anders erwartet werden kann, der Frühlingswärme einer jugendlichen Liebe entbehrt. Als Lessing 1771 nach Hamburg gereist war, wurde die Neigung zum Entschluß. Die Heirath wurde verschoben, bis Frau König die verwickelten Fabrikangelegenheiten ihres verstorbenen Mannes in Hamburg und in Wien geordnet und die Auseinandersetzung mit dessen Gläubigern beendigt haben würde. Bei diesem Besuche war es, wo Lessing sich in den Orden der Freimaurer aufnehmen ließ. Der Abschluß ihrer Geschäftsverhandlungen zögerte sich noch mehrere Jahre hin, wie denn auch Lessing für die in Aussicht gestellte Vergrößerung seines Hauswesens eine Verbesserung seiner Bibliothekarstelle wünschen mußte. Inzwischen machte Lessing die Reise nach Italien, auf der er in Wien mit seiner Verlobten zusammentraf, die erst jetzt durch ihre persönliche Anwesenheit ihre Angelegenheit geordnet sah. Nach seiner Rückkehr traf er im Sommer 1776 die Vorbereitungen zum Empfange seiner Frau, richtete die neue Wohnung für sie ein und begab sich im October nach Hamburg, wo er am 8. seine Vermählung in dem Hause einer Freundin seiner Frau in aller Stille feierte. An seinen Bruder schreibt er bald darauf von Wolfenbüttel aus: „Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie Alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher gewesen sein.“ Daß sein Lob nur die unparteiische Stimme der Wahrheit ist, geht aus den Aeußerungen aller derer hervor, welche die vortreffliche Frau kennen lernten. Wir gedenken hier vor allen der schönen Worte, mit denen Spittler (in einem Briefe an

Meusel) den Eindruck schildert, welchen er in dem Familienkreise Lessing's empfangen hatte. „Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessing's Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht, und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Bald darauf eröffnete sich Lessingen die Aussicht, eine seinen Wünschen entsprechende Versetzung nach Mannheim zu erhalten, das ihn um so mehr anzog, als seine Frau von dort gebürtig war. Nachdem man ihm im Herbst 1776, gleichsam die Unterhandlung einleitend, das Diplom eines Mitglieds der Mannheimer Akademie der Wissenschaften überschickt hatte, bot man ihm die Stelle eines Dramaturgen an dem Mannheimer „Nationaltheater" an. Da dieses schon mit dem nächsten Winter eröffnet werden sollte, so ward ihm überlassen, Schauspieler zu engagiren und nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen des von ihm anzunehmenden Personals zu bestimmen. Lessing hegte große Erwartungen von dem neuen Unternehmen, das seiner

nie ganz entschlummerten Neigung zum Theater entgegenkam. Er nahm daher Urlaub und reiste im Januar 1777 nach Mannheim. Obwohl er vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen wurde, ward ihm doch bei den näheren Verhandlungen bald klar, daß die Cabalen einer mächtigen Gegenpartei seine Pläne durchkreuzten und seine künftige Stellung unsicher und beschwerlich machen würden. Die weiteren Anträge, die man ihm noch nach seiner Rückkehr machte, waren nicht nach seinem Sinne; er war zu rückhaltlos, zu wenig fügsam, um auf Vorschläge einzugehen, die ihm nicht aufrichtig gemeint schienen und ihn in eine Lage zu bringen drohten, die seinem geraden Charakter zuwider war. Es war daher für Lessing besser, daß er das Verhältniß bei Zeiten löste, ehe er bindende Verpflichtungen übernommen hatte. Für die Literatur hätte man es vielleicht einen Gewinn nennen können, wenn er die theologischen Streitigkeiten, in die er hineingerathen war, mit der dramaturgischen Wirksamkeit vertauscht hätte, und zwar an einer Bühne, die bald zu den vorzüglichsten Deutschlands zählte.

Man würde indeß sehr voreilig urtheilen, wollte man Lessing's Beschäftigung mit den höchsten Problemen der Philosophie und Theologie einer bloß zufälligen äußern Veranlassung zuschreiben. Auch diese Richtung seines Denkens folgt aus der innersten Entwickelung seines Geistes. Philosophische Studien außerhalb des Gebietes der ästhetischen Kritik hatten ihn in verschiedenen Lebensepochen lebhaft angezogen, und mit Aristoteles, Leibnitz und Spinoza war er vertrauter, als die meisten Philosophen von Fach. Seit er in Wolfenbüttel eine ruhigere Existenz gewonnen hatte, trat die Neigung zur metaphysischen Speculation mehr und mehr in den Vordergrund, und seine erste theologische Schrift bewies, daß er dogmatische Fragen mit demselben

Ernst zu behandeln verstand, wie die Grundprincipien ästhetischer Theorieen. Von welchem Gesichtspuncte seine religionsphilosophische Speculation ausging, erkennt man aus einer bedeutungsvollen Stelle in einem Briefe an Mendelssohn (vom 9. Januar 1771), dem er das Manuscript der unten zu erwähnenden Reimarus'schen Schrift mitgetheilt hatte: „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unseres Ungenannten [Reimarus] gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen.“ Nichts Geringeres war das Ziel von Lessing's philosophischer Speculation, als eine Religionsphilosophie, welche Religion und Philosophie durch eine höhere speculative Einheit verbindet, welche jedoch in der wissenschaftlichen Behandlung die Gebiete beider getrennt hält und zwischen der Religion als Sache des Gefühls und der Philosophie als den Resultaten der abstracten Verstandesthätigkeit eine Scheidelinie zu ziehen sucht. Dort hält er an der Glaubensregel fest, wie sie in den ältesten Symbolen der christlichen Kirche bestimmt ist, als dem gemeinsamen Grunde derselben; hier will er den Gebrauch der Vernunft und der freien Forschung in keiner Weise beschränkt und gehindert wissen. Auf diesem speculativen Standpuncte mußte er einsam und unverstanden bleiben. Wenn er sich nach beiden Seiten gegen die geistige Beschränktheit der Parteiführer wandte, ward

er von den Orthodoxen wie von den Rationalisten gleichmäßig verschmäht, wenn auch die Letzteren den bedeutenden Mann gern zu den Ihrigen zählten. Allerdings richtet er die ganze Schärfe seiner Beredsamkeit gegen die geistlose Orthodoxie, welche in bequemem Buchstabendienst verknöchert war. „O ihr Thoren!“ ruft er den orthodoxen Zionswächtern zu, „die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsichten Ufer zerschmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung.“ Daher das berühmte Wort: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein, und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen; denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.“ Jedoch mit gleichem sittlichen Unwillen wendet er sich von den seichten Nicolaitischen Aufklärern hinweg. „Ich muß Dir doch sagen,“ schreibt er am 2. Februar 1774 an seinen Bruder Karl, „daß Du . . . mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? . . . . . . Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich

will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?"

Lessing gelangte in Hamburg in den Besitz eines von Hermann Samuel Reimarus handschriftlich hinterlassenen Werks „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes," in welchem dieser als Wolffianer durch mehrere Schriften bekannte Philosoph die Offenbarungstheorie und die historische Grundlage des Christenthums vom Standpuncte des negativen Rationalismus bestritt. Nicht weil Lessing mit dem aufklärerischen Nihilismus Hand in Hand ging, wie die meisten seiner Zeitgenossen voraussetzten, sondern die Ueberzeugung, daß, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, der Streit den Geist der Prüfung genährt, Vorurtheile und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten und die geschminkte Unwahrheit verhindert habe, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen, diese war das Motiv, weßhalb er in den Wolfenbüttler Beiträgen einzelne Abschnitte herausgab. Vor allen erregte das 1778 als besondere Schrift herausgegebene Fragment „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" in der theologischen Welt einen gewaltigen Sturm. Lessing wurde dadurch mitten in den Streit der Parteien hineingezogen. Es half ihm den Orthodoxen gegenüber nicht, daß er in beurtheilenden Zusätzen und Abhandlungen seine abweichenden Ansichten ausgesprochen hatte; der Herausgeber ward als der Mitschuldige angesehen. Goeze, Hauptpastor in Hamburg, erhob vor Allen die Stimme der orthodoxen Entrüstung und drängte Lessing in die offene

Polemik. **Antigoeze** war der Titel einer Reihe von polemischen Schriften, die durch Gehalt wie durch die höchste Meisterschaft des Stils, der seine dramatische Kraft niemals in solcher Vollendung bewährt hat, gleich ausgezeichnet sind.

Auf den Inhalt der theologischen Schriften näher einzugehen, verbietet uns die dieser Schilderung gesteckte Grenze. Der Streit nahm für Lessing den verdrießlichen Ausgang, daß ihm von der herzoglichen Regierung die Censurfreiheit, die er als Bibliothekar bisher genossen hatte, genommen ward und man ihm sogar verwehren wollte, auswärts etwas drucken zu lassen. Doch ließ er diese letztere Beschränkung sich nicht gefallen, und seine Feinde irrten, wenn sie ihm ein gänzliches Stillschweigen auferlegt zu haben glaubten. Es gab für ihn noch ein anderes Gebiet, auf welches sie ihm nicht folgen konnten.

Außer diesen Verdrießlichkeiten brachte ihm das Jahr 1778 tiefen häuslichen Kummer. Im December 1777 wurde ihm ein Sohn geboren, der bald nach der Geburt starb. Mit jenem bitteren Humor des Schmerzes, der sich in manchen Shakspearischen Scenen mit einer so erschütternden Wahrheit ausspricht, schreibt Lessing am 3. Jan. 1778 an Eschenburg: „Meine Freude war so kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage! — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie

behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen." Doch hatte er in diesen Tagen, wie er an den Bruder schreibt, noch Hoffnung, daß er sie behalten werde, „deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Aber schon am 12. Januar meldet er eben diesem ihren Tod. „Wenn Du sie gekannt hättest!" so äußert er sich in den einfachen Worten des tiefsten Schmerzes; „aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden, in meinen vier Wänden!" Seinen Stiefkindern, deren Erziehung ihm jetzt allein zufiel, widmete er die treuste väterliche Sorge.

Seine Gesundheit litt, seit ihn der schwere Schlag betroffen; doch sein Geist leuchtete in seinem vollsten Glanze, als habe ihn der Schmerz nur gereift und zur reinsten Humanität verklärt. Er begann die Bearbeitung der freimaurerischen Gespräche Ernst und Falk und gab in Nathan dem Weisen und in der gedankenschweren Abhandlung die Erziehung des Menschengeschlechts das letzte Vermächtniß seines Geistes. Ihrem Inhalte nach bilden diese drei Schriften ein zusammengehörendes Ganzes. Sie sind nicht die unmittelbaren Früchte der Polemik, sondern fassen unter einem höhern Gesichtspuncte die Ergebnisse seiner religionsphilosophischen Speculation zusammen. Der gemeinsame Grundzug ist die Idee der Humanität, welche Lessing dahin auffaßt: Es besteht unter den Menschen eine innere, durch die Natur und die geschichtlichen Verhältnisse begründete Ungleichheit; alle aber sind zu einem höheren Ziele berufen, und diese ihre Fortentwicklung ist

„die Erziehung des Menschengeschlechts.“ Alle Religionen sind Stufen der Erziehung; sie stehen im Zusammenhange mit der Idee der Religion, welche in der einzelnen Erscheinung in der Geschichte der Menschheit niemals zur vollkommensten Reinheit gelangen kann. Hier liegt der Schlüssel zu dem Gleichniß von den drei Ringen. Je höher die Religion steht, desto mehr bewährt sie sich durch thätige Menschenliebe, durch Duldung der Mitmenschen, die selbst in den minder Vorgeschrittenen nur „schwächere Mitschüler“ sieht. Diese Toleranz schließt nicht den Glauben an eine positive Religion aus; darüber giebt Lessing in der Vorrede zu Nathan eine charakteristische Erklärung: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen.“

Der erste Entwurf zu Nathan dem Weisen ward nicht durch die Polemik gegen Goeze veranlaßt. „Ich habe“, schreibt er am 11. August 1778 an seinen Bruder, „vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“ Er gedenkt dann seiner Quelle, einer Erzählung

in dem Decamerone des Boccaccio und fügt hinzu: „Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“ Eine didaktische Tendenz lag von vornherein zum Grunde und wurde jetzt nur mehr in den Vordergrund gezogen, indem er versuchen wollte, ob man „ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, ungestört würde predigen lassen.“ Dennoch war er weit entfernt, ein polemisches Stück zu machen. In Bezug auf diese anfänglichen Befürchtungen seiner Freunde schreibt er: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.“

Im November 1778 war der neue Entwurf vollendet. Der Dichter beschloß, in der Bearbeitung sich nicht, wie in den vorhergehenden Stücken, der Prosa zu bedienen, sondern der fünffüßigen Jamben, wohin ihn der ideale Inhalt des Stücks fast unwillkürlich drängte. Nur scherzend warf er die Bemerkung hin, er mache es bloß deßhalb in Versen, um schneller fertig zu werden; denn seine Prosa habe ihm von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse. Im Metrischen und Grammatischen benutzte er auch bei diesem Werke Ramler's Urtheil und sandte ihm das Manuscript partieenweise zu. Doch können die Vorschläge seines kritischen Freundes nur sehr oberflächlich gewesen sein, da er den Verfasser nicht einmal auf die Unregelmäßigkeiten im Bau und in der Verslänge der Jamben aufmerksam ge-

macht hat. Lessing arbeitete langsam und vermochte nur mit Mühe die ungewohnte Form zu beherrschen. Die Vollendung der Dichtung zögerte sich bis zur Ostermesse 1779 hin. Das beabsichtigte Nachspiel „Der Derwisch“ unterblieb, da das Stück schon eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als anfangs beabsichtigt war.

Lessing nannte es „ein dramatisches Gedicht“, weil es sich den herkömmlichen Kategorieen dramatischer Dichtungen schwer unterordnen ließ. Indeß wollte er damit keineswegs die dramatische Form als unwesentlich und als den äußern Rahmen eines didaktischen Gedichts bezeichnen. Er hatte die Bühne auch bei diesem seinem letzten dramatischen Werke nicht aus den Augen verloren. „Noch kenne ich“, schreibt er, „keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.“ So hat es sich auch erfüllt. Die ersten Aufführungen waren ohne Erfolg; allein in unserm Jahrhundert hat es seine Anziehungskraft in der Bühnendarstellung bewährt. Mag auch seiner inneren Natur nach das ruhige Räsonnement manchmal der dramatischen Bewegung des Dialogs Eintrag thun, mögen auch die Charaktere mehr durch ihre gleichmäßige Stetigkeit und sittliche Würde, als durch Leidenschaft und lebendige Entwicklung anziehen: gleichwohl ist die Handlung nach einem kunstvoll verschlungenen Plan angelegt, in welchem die zufällig scheinenden Einzelnheiten unter der Fügung einer liebevollen Vorsehung höheren Zwecken dienen müssen und schließlich die menschlichen Bestrebungen sich zur reinsten Humanität verklären, so daß innige Liebe ein Band zwischen Menschen verschiedenen Glaubens und Charakters knüpft. Das ist nicht Indifferenz in der Religion, sondern die Religion selbst in ihrer schönsten menschlichen Erscheinung. „Introite, nam

et hic dii sunt" war das Motto der Dichtung. Allein wie war die richtige Würdigung von seiner Zeit zu erwarten, da selbst die Nachwelt nur selten den hohen Sinn des Dichters zu erfassen vermocht hat und noch gar Viele in dem Nathan einen gehässigen Angriff auf das Christenthum sehen! Eben so fand die tiefgedachte Abhandlung „die Erziehung des Menschengeschlechts" nur Wenige, die den Gehalt der kleinen Schrift begriffen.

Die Anfeindungen, die Lessing um seines Nathan willen zu erdulden hatte, thaten, obgleich er auf Alles gefaßt war, seiner äußeren Stellung keinen Eintrag, da inzwischen der Prinz Ferdinand, der ihm seine Gunst und seinen Schutz niemals entzogen hatte, zur Regierung gelangt war. Allein die Art, wie die Welt das Beste, was er zu geben vermocht hatte, aufnahm, erweckte ihm oft ein schmerzliches Gefühl der Isolirung, und den Freunden schloß er nur selten sein Herz auf. Körperlich leidend, verlor er auch das Vertrauen zu seinen geistigen Kräften, und das Dasein lag schwer auf ihm. In seinem letzten Briefe an Mendelssohn, vom 17. December 1780, ist die hoffnungslose Sprache des Scheidenden. „Ich glaube nicht," heißt es darin, „daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, womit die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts mehr recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefällt, was ich seit einiger Zeit geschrieben; das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler

knorrichter Stamm! Ach! lieber Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!" Er litt damals sehr an körperlicher Erschlaffung; es befiel ihn oft mitten in der gesellschaftlichen Unterhaltung eine plötzliche Ermattung und Schlafsucht; sein Gedächtniß versagte ihm oft den Dienst; das Feuer seiner Augen fing an zu verlöschen.

In diese Zeit seiner Kränklichkeit fiel ein Besuch des Philosophen Jacobi. Nur beiläufig können wir ihres berühmt gewordenen Gesprächs über den Spinozismus gedenken, durch das die Frage, ob Lessing Spinozist gewesen, veranlaßt ward und nach dessen Tode einen lebhaften Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn, der seinen Freund gegen die Beschuldigung Jacobi's in Schutz nahm, hervorrief. Jacobi's Anerbieten, Lessing möge zur Stärkung seiner Gesundheit eine Zeitlang in Pempelfort verweilen, konnte er nicht mehr annehmen; zu größeren Reisen fehlte Muth und Kraft.

Im nächsten Winter nahm seine Schwäche zusehends zu; er konnte nicht mehr arbeiten und war gegen Alles gleichgültig; die Brustwassersucht war hinzugetreten; er litt oft an Beängstigungen. Zu seiner Zerstreuung begab er sich im Februar 1781 nach Braunschweig. Am 13. kam er aus einer Gesellschaft engbrüstig und erschöpft nach seiner Wohnung: er fing an Blut auszuwerfen. Aerztliche Hülfe verschaffte ihm einige Erleichterung; er scherzte mitunter noch mit den ihn besuchenden Freunden. Die letzten Momente erzählen wir am besten mit den Worten seiner Stieftochter Amalie, die auf die Nachricht von seiner Erkrankung von Wolfenbüttel zu seiner Pflege herbeigeeilt war. „Am Abend dieses verhängnißvollen Tages [15. Febr.] saß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Kranken-

zimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch Hippokratische Züge markirt und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte; aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängstlichsten Besorgniß noch überraschend, das theure Leben!" Am 20. Februar wurden die sterblichen Ueberreste von den Freunden zu der Gruft auf dem Magnikirchhofe begleitet. Mehrere der ersten Bühnen Deutschlands veranstalteten eine würdige Todtenfeier, worin die Berliner Bühne mit einer Aufführung der Emilia Galotti voranging.

Wir haben den seltenen Mann nach dem Verlauf seines Lebens und in seinen einzelnen Werken gezeichnet. Wo eine so vielseitige Wirksamkeit sich vor unsern Blicken entfaltet, wo nach den verschiedensten Seiten menschlichen Denkens und Wissens Licht und Leben verbreitet wird, würde mit allgemeinen Worten nicht ein treues Bild zu entwerfen sein, wenn es nicht schon aus der Schilderung des Einzelnen klar hervorträte.

Vor Allem ist hervorzuheben, daß in Lessing die sittliche und die geistige Größe im engsten Bunde standen! Wahrheit und Freiheit waren die Grundbedingungen seines Seelenlebens, seines Charakters wie seines Denkens. Nicht als ob Lessing in den Resultaten seines Denkens unfehlbar

sei — der Adel seines Geistes ist eben das unablässige Streben nach Wahrheit, das ihm höher gilt als der Besitz der Wahrheit, der oft träge mache, der rückhaltlose Kampf für ihren Sieg, für die höchsten Schätze der Menschheit.

Er war mehr Denker, als Schriftsteller. Niemals vermochte er es über sich, sein schriftstellerisches Talent zu einer literarischen Industrie herabzuwürdigen. Weil er Alles mit ganzem Ernst behandelte, so arbeitete er doch langsam, und die Meisterschaft seines Stils ist die Frucht der Sorgfalt. Was er geschrieben hat, ist nur ein geringes Fragment der Geistesarbeit, die ihn unausgesetzt beschäftigte und ihm nur selten die Ruhepuncte gestattete, die zu der Verarbeitung eines einzelnen Gegenstandes nöthig waren.

Abhold aller Sentimentalität, war sein Gemüth doch weich, zur Mildthätigkeit und Großmuth geneigt, mehr, als Klugheit und Vorsicht geboten; oft ward er von Bedienten betrogen, von Unwürdigen hintergangen. Gelderwerb und Sparsamkeit waren seine Sache nicht.

Seine persönliche Erscheinung machte den Eindruck der Offenheit und Wahrheit, der Biederkeit und freien Männlichkeit. Würde und Entschlossenheit war in der Haltung seines Hauptes, Anmuth und Sicherheit in allen seinen Bewegungen. Die Lebendigkeit seines Geistes ergriff schon in seiner klangreichen ausdrucksvollen Stimme; aus dem klaren Blick seines blauen Auges sprachen Geist und Herzensgüte zugleich.

So hat ihn Rietschel's Meisterhand in dem Standbilde zu Braunschweig als lebenvolle Gestalt, die durch das Costüm jener Zeit an charaktervoller Plastik nur gewonnen hat, wieder vor die nachlebenden Geschlechter hingestellt.

Während die Linke ein eben vollendetes Werk hält, ruht die Rechte auf der Brust, gleichsam den lebendig empor-wallenden Drang des kühnen Forschens andeutend. Mit männlicher Hoheit hebt sich das schöne Haupt empor, ein wenig zur Rechten gewendet, als erwarte er mit festem Blicke den Gegner zum Kampfe.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Siebentes Capitel.

Wieland.

„Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete.“ Mit diesen Worten bezeichnet Goethe treffend den Platz, welchen Wieland in der Geschichte der deutschen Literatur einnimmt. In dem Antheil an deren Fortbildung, in der Macht des Einflusses auf sein Zeitalter steht er gegen Klopstock und Lessing nicht zurück und darf in diesem Sinne als der Dritte in dem Triumvirat der Regeneratoren unserer Dichtung gelten, mag er gleich von Lessing an geistiger Selbstständigkeit und sittlicher Energie sowie von Klopstock an poetischer Begabung, von beiden an schöpferischer Genialität übertroffen werden. Da die Richtung seines innern Lebens vornehmlich durch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Einwirkungen, und zwar weit mehr der Lectüre als des Selbsterlebten, bestimmt wird, und seine geistige Individualität, nachdem die Schwankungen der Jugend überwunden sind, frühzeitig mit sich abschließt, anstatt stufenweise eine höhere Bahn zu verfolgen, so können uns nur die ersten Abschnitte seines Schriftstellerlebens durch den sie begleitenden Reiz psychologischer Entwicklung anziehen. Weiter bleibt nur die gleichförmige, wenn auch mannigfache, literarische Ge=

schäftigkeit. War es doch selbst bei Klopstock nicht anders. Denn nur wenigen Auserwählten ward es zu Theil, in der Poesie die Quelle einer fortwährenden Verjüngung der geistigen Kraft zu genießen.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 geboren. Sein Vater war ein durch Charakter und Gelehrsamkeit ausgezeichneter protestantischer Geistlicher, der damals zu Oberholzheim im Gebiete der freien Reichsstadt Biberach eine Pfarrstelle bekleidete; nach einiger Zeit ward er nach Biberach versetzt, wo er, zuletzt Senior, allgemeiner Achtung genoß. Seine Lehrgabe übte er an seinem Sohne von dessen drittem Jahre an und konnte es bei dem Talente des empfänglichen, frühreifen Kindes dahin bringen, daß es im siebenten Jahre den Cornelius Nepos las und im neunten lateinische und deutsche Verse machte.

Eine Zeit lang besuchte Wieland die lateinische Schule in Biberach. Er beschäftigte sich in seinem dreizehnten Jahre besonders mit Virgil und Horaz, studirte Gottsched's Dichtkunst, begeisterte sich für Brockes' fromme Lehrdichtung und machte den Plan zu einem Epos „das zerstörte Jerusalem". Mit dem vierzehnten Jahre übergab ihn der Vater der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche, gleich den sächsischen Fürstenschulen klösterlich eingerichtet, damals unter der Leitung des Abts Steinmetz stand, dessen pietistische Richtung der Vater, ein Zögling der Halleschen Theologenschule, theilte. Während die häufigen Andachtsübungen in dem reizbaren Gemüthe des Knaben die schon keimende Neigung zu religiöser Schwärmerei entwickelten, verwirrten sich seine Begriffe noch mehr durch die massenhafte Lectüre, welche den Xenophon und die römischen Autoren neben Haller und Wolff, Bayle und Voltaire

verschlang. Die fromme Ascetik ward von religiösen Zweifeln bedrängt, die ihm „viele Thränen und schlaflose Nächte kosteten.“ „Damals machte ich“, so erzählt er später, „nach Art des Pygmalion des S. Hyacinthe einen philosophischen Aufsatz, worin ich aus philosophischen Principiis, die ich durch einen Synkretismum der Demokritisch-Leibnitzischen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte ohne Zuthun eines Gottes durch die innerlichen Gesetze der Bewegung der Atomen aus Meerschaum entstehen können, und daraus den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entstanden sein. Ich bewies aber in eben dieser Schrift, daß Gott nichts desto weniger als die Seele dieser Welt existire. Dieser Aufsatz fiel meinen Lehrern in die Hände und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde gewesen sein, wenn nicht meine übrige Aufführung so sehr moralisch gewesen wäre.“

Im Jahre 1749 verließ er die Schule und verweilte, da er nicht sogleich die Universität beziehen sollte, in dem Hause eines gelehrten Verwandten, des Professors Baumer in Erfurt, bei welchem er einen Cursus der Wolffischen Philosophie durchmachte, daneben jedoch auch den Don Quixote las.

Nach der Rückkehr ins elterliche Haus begann für ihn eine schöne Lebensepoche, an der er auch dann noch, als er das quantum mutatus ab illo häufig wiederholte, mit unverkennbarer Innigkeit hing. Nie hat seine Dichtung wärmere Farben, nie fühlt man eine so lebhafte Herzenstheilnahme heraus, als wenn sie das Entzücken der ersten Liebe schildert. Er empfand diese mit all dem Jubel eines unschuldvollen Herzens, mit all dem Entzücken jugendlicher Schwärmerei, als ihm in der lieblichen Sophie die ideal-

sten Träume der Poesie verkörpert erschienen. Viele Jahre später, als er längst mit den Idealen seiner Jugend gebrochen hatte, schrieb er noch in einem Briefe an Zimmermann das rührende Bekenntniß nieder: „Wie oft sehe ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts, nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese namenlosen Entzückungen wieder geben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht....... Sie mögen mich so sehr auslachen, als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist..... Die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten unser ganzes Wesen erfüllte." Sophie von Gutermann, eine um zwei Jahre ältere Verwandte des jungen Dichters, lebte in Biberach bei ihren Großeltern, während ihr Vater, Decan der medicinischen Facultät zu Augsburg, auf einer Reise in Italien begriffen war. Schon damals, als er sie kennen lernte, war sie nicht mehr ganz frei, indem von dem Vater ihre Hand dem Leibarzte Bianconi, seinem Reisebegleiter, zugedacht war, eine Verbindung, die der Vater aus eifrigem Protestantismus selbst wieder rückgängig machte. Wieland gewann ihr Herz, und beide überließen sich dem Glücke der Gegenwart. „Mein Charakter gefiel ihr", schreibt er nachmals an Bodmer, „ehe sie mich gesehen hatte, sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmig. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas Neues, und das, was sie sich

immer gewünscht hätte..... Sie beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon....... Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit ohne ihre Liebe glücklich zu sein, und es war nichts Unwahrscheinlichers, als zu hoffen, daß ich es werden könne."

An einem schönen Sonntage, nachdem er eine erbauliche Betrachtung seines Vaters über das Thema „Gott ist die Liebe" angehört hatte, machte er mit seiner Geliebten einen Spaziergang ins Freie. Ihre Unterhaltung knüpfte sich an den Inhalt der heutigen Predigt. „Ich redete", fährt er in dem Briefe an Bodmer fort, „von der Bestimmung der Geister und Menschen, der Würde der menschlichen Seele und der Ewigkeit mit ihr. Niemalen bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht in der himmlischen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie etliche vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte.... Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben." Und allerdings ließen sie eine Zeit lang die mündliche Unterredung durch einen empfindsamen Briefwechsel vertreten! Wieland faßte in Folge dieser Unterhaltung die Idee zu dem ersten Gedichte, das er der Aufbewahrung werth gehalten hat, der Lehrdichtung die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, worin er nach Leibnitzischen Ideen das Thema, daß alle Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seien, auszuführen beabsichtigte. Mit solchen Liebesträumen und poetischen Entwürfen begab er sich im Herbst 1750 nach Tübingen, um seine Studien zu beginnen.

„Meiner Eltern Absicht war" — so berichtet er uns

selbst — „daß ich mich auf eins von den gelehrten Handwerken legen sollte, durch welche man, wo nicht sein Glück machen, doch wenigstens sein Brod verdienen kann. Soll ich sagen, daß es mein Glück oder Unglück gewesen, daß ich ihnen nicht gefolgt? Ich folgte in meinen Studien bloß meinem Geschmacke und einem gewissen Triebe meines guten oder bösen Dämons. Ein unüberwindlicher Abscheu hielt mich von der Juristerei, die Schwäche meiner Brust vom Predigen und ein gleichfalls mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern von der Medicin ab.“ Aus diesem Geständnisse kann man schon den Schluß ziehen, daß aus dem Studium der Jurisprudenz, welchem er sich dem Namen nach widmete, nicht viel geworden sei. Er beschäftigte sich mit Philosophie und schöner Literatur und arbeitete in der kurzen Zeit von zwei Monaten sein philosophisches Lehrgedicht aus, das, von einer Vorrede des hallischen Aesthetikers Meier begleitet, sogleich der Oeffentlichkeit übergeben und von der Kritik mit großem Beifall und noch größeren Hoffnungen begrüßt ward. Die schmeichelhafte Aufnahme, welche das Werk des siebzehnjährigen Jünglings fand, regte in ihm einen Productionstrieb an, der dadurch nachtheilig ward, daß er ihn hinderte sich irgend zu vertiefen. Was er durch Lectüre in sich aufnahm, suchte er rasch in den damals üblichen Dichtungsformen zu reproduciren; nichts ward aus dem Innern geschaffen, weßhalb auch die Lyrik kaum zum Vorschein kommt. „Lieblingslectüren“ — so berichtet er selbst — „pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit so stark auf ihn zu wirken, daß er unvermerkt, ja meistens gegen seinen eignen Wunsch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er etwas componirte, am meisten bei ihm galt.“ Im einsamen Verkehr

mit Büchern statt mit der Welt schrieb er in den akademischen Jahren 1751 und 1752 außer jenem Lehrgedichte (in sechs Büchern) ein „Lobgedicht“ und einen „Lobgesang auf die Liebe“, ein (später vernichtetes) Epos Hermann, moralische Briefe (elf an der Zahl), eine Nachahmung der épitres diverses des Herrn von Bar, warf „in wenig Tagen“ zwei Gesänge eines Anti-Ovid hin, und versuchte nach Kleist den Frühling noch einmal zu besingen. Bei dieser letzten Dichtung begann die Einwirkung Klopstock's mächtig zu werden, den er „zu lesen nicht satt werden konnte“. „Mit solcher Gewalt“, äußerte er später gegen einen Freund, „hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner so mein ganzes Gefühl in Anspruch genommen, mein ganzes Wesen gestimmt und selbst auf meine Sprachdarstellung Einfluß gehabt, als Klopstock. Als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen. Ob ich seine Elegieen, die künftige Geliebte und Selmar und Selma, die in der Zeit meines Aufkeimens erschienen, ob ich die so oft las, bis ich sie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen.“

Im Juni 1752 kehrte er nach Biberach zurück, noch ungewiß wegen seiner Pläne für die Zukunft. Ihm schwebte als ein wünschenswerthes Ziel eine Lehrerstelle an einem Gymnasium vor, und er fühlte deßhalb Neigung, zu seiner ferneren Ausbildung nach Göttingen zu gehen. Dann zog es ihn auch wieder nach Zürich, dem Sitz der verehrten Altmeister der schönen Literatur. Sein Epos „Hermann“ hatte er an Bodmer geschickt und ihn um sein Urtheil gebeten. Dies gab Veranlassung zu einen Briefwechsel mit Bodmer, der dem ziemlich nachdrücklich ausgesprochenen

Verlangen des jungen Dichters um so mehr mit großer Freundlichkeit entgegenkam, als er in ihm einen Ersatz für den abtrünnig gewordenen Sänger des Messias zu finden hoffte. Im Herbst 1752 öffnete er dem neugewonnenen Schützling sein gastliches Haus. Leichter fügte sich der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, der „in Bodmer's Umgange in etlichen Wochen mehr gebessert zu werden hofft, als es bisher in ganzen Jahren geschehen konnte", den Eigenheiten des eiteln Mannes, und wenn er auch nicht überall billigen konnte, glich doch das warme Gefühl der Dankbarkeit, das er auch in späteren Jahren, als er ebenfalls zu den Abtrünnigen gehörte, wiederholt aussprach, alle Differenzen wieder aus. Es war die Anhänglichkeit des Sohnes zum Vater. Wieland lernte erst in Zürich an sich die Wirkungen eines geistvollen Umgangs kennen. Bodmer's Haus war der Sammelplatz ausgezeichneter literarischer Talente, an denen Zürich damals reicher war, als irgend eine deutsche Stadt. Der gefeierte und gefürchtete Kritiker stand mit dem gesammten deutschen Parnaß in engster Beziehung und unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz; Wieland sah sich in den Mittelpunct der Literatur versetzt. Dessenungeachtet war in anderer Beziehung Bodmer ein schlechtes Vorbild für einen noch im Werden begriffenen Dichter, besonders für eine so weiche, unselbstständige Natur, wie Wieland war. Herrisch und eifersüchtig gegen seine Zöglinge, sobald sie eigene Wege gehen wollten, war er dennoch selbst nur ein Nachahmer fremder Manier. Wenn Wieland damals den „Noah" bewunderte und zum Lobe des matten Gedichts, das ihm noch als „ein göttliches" gilt, unter des Verfassers Augen eine besondere Abhandlung schrieb, so rechtfertigte er dies dadurch, daß er erst später entdeckt habe, daß von dem Schönen und

Vortrefflichen in Bodmer's Werken vielleicht das Wenigste ihm eigenthümlich gehöre, und daß ihm bloß das Verdienst der Verpflanzung auf unsern Boden bleibe. „Sonst kann man aber", fährt er fort, „unmöglich vom schriftstellerischen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundsatz, wo ich etwas Schönes finde, ist es mein, im allerweitesten Umfange in Ausübung brachte und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl. Mein eigenes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm, und wenn ich's nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigstens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmer's Hause schrieb, mag darum Mancher ein Recht haben dies und jenes als sein Eigenthum zu reclamiren."

Sein Aufenthalt in Bodmer's Hause war eine sehr productive Zeit. Alle seine derzeitigen Dichtungen tragen den Charakter einer naturwidrigen Verstiegenheit, welche die religiöse Phraseologie der Klopstockischen und Bodmer'schen Poesie mit Gewandtheit reproducirte. Er verfaßte 1753 die Patriarchade der geprüfte Abraham, sodann nach dem Muster der damals in Klopstock's Kreisen sehr gefeierten englischen Dichterin Rowe die Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, ferner einige Hymnen, unter denen er auch später noch die Hymne an Gott als ein Werk schöner Stunden in Ehren hielt. In der Prosasprache der Psalmen schrieb er die Empfindungen eines Christen und machte in der Zuschrift an den Consistorialrath Sack jenen unbesonnenen Angriff auf die Anakreontiker, an welchen er nachmals mit Reue und Unwillen zurückdachte. Endlich setzte er in den Hym-

pathieen dem finstern Zelotismus die Krone auf; er tadelte Gleim, daß er „Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, im Lob einer erdichteten Phyllis verschwende;" er bedauerte Petrarka, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche Vortrefflichkeit versetzen solle, so wie Pindar, daß er seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte mißbraucht habe. Endlich erklärte er, „daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte."

Einigen Antheil an dieser weltfeindlichen Stimmung hatte die in diese Zeit fallende Entscheidung seines Verhältnisses zu seiner geliebten Sophie. Sie ward „durch einen Concurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten" gezwungen sich mit dem in kurmainzischen Staatsdiensten angestellten Herrn von la Roche zu verheirathen. Wieland schreibt darüber am 2. Juni 1754 an Bodmer, dessen Haus er vor kurzem verlassen hatte: „Sie werden nun ohne Zweifel überführt werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat.... Ich fasse mich, so gut wie möglich ist, und gewiß, die Versicherung, daß meine geliebteste Sophie unschuldig ist, giebt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollesten Zufriedenheit wiederzusehen. Was für Empfindungen wird dies Wiedersehen geben!"

Man erwartet die seelenvolle Lyrik einer tieferen Weh-

muth; allein diese Töne klingen bei Wieland immer nur schwach an.

Wieland blieb in Zürich und verschaffte sich die Mittel zu seiner äußeren Existenz durch Privatunterricht, indem er fünf Jahre lang die Ausbildung und Leitung der Söhne zweier Züricher Familien übernahm. In dem Umgange, den er in Zürich genoß, heiterte sich sein ascetischer Ernst und seine schwermüthige Stimmung mehr und mehr auf. Es entstand ein inniges Verhältniß zu einer verwittweten Frau, das einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen haben würde, wenn nicht bald darauf ein junges Mädchen ihre Liebenswürdigkeit und ihre blühenderen Reize in die andere Wagschale gelegt und dadurch das Gleichgewicht hergestellt hätte.

Wieland's poetisches Talent, das sich nach und nach von Bodmer's Einfluß losmachte, ergriff im Beginne des siebenjährigen Krieges, da Friedrichs Großthaten bis in die Schweiz hinein Bewunderung und Theilnahme erweckten, den Stoff der Cyropädie Xenophon's und begann in einem epischen Gedichte Cyrus das Ideal eines Regenten und Helden darzustellen. Fünf Gesänge, deren Form den Schüler Klopstock's verräth, wurden 1756—58 vollendet; es blieb ein Bruchstück, sowohl weil das Publicum nur geringe Theilnahme zeigte, als auch weil mit dem Dichter selbst eine Umwandlung vorging. Nicht nur beurtheilte er jetzt Young, Bodmer und Klopstock anders als früher; es war seine Ansicht vom Leben wie vom Dichten eine ganz andere geworden. Der Zeitpunct ist gekommen, welchen Nicolai schon 1753 richtig vorausgesehen hatte, als er in den Briefen über den jetzigen Zustand 2c. äußerte: „Wieland's Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe

zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Die Bekenntnisse über die mit seinen Ansichten und Empfindungen vorgegangene Veränderung hatte er in mehreren Briefen an Zimmermann niedergelegt; sie laufen auf den Satz hinaus: „Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoûtante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens intérieurs et extérieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre."

Indeß ist Wieland noch nicht mit einem Sprunge auf der entgegengesetzten Seite. Zunächst sucht er mit dramatischen Versuchen sich den Dingen dieser Welt mehr zu nähern, obwohl sein Talent ihn am wenigsten zum Drama befähigte. Ohne eine äußere Veranlassung hätte er sich wohl nicht dazu entschlossen. Die Ackermann'sche Schauspielertruppe war während des Kriegslärms nach Zürich verschlagen. Rasch verfaßte Wieland das Trauerspiel Lady Johanna Gray (1758). Es ward bei der Aufführung mit vielem Beifall aufgenommen. Nur die Form verdient insofern Anerkennung, als Wieland eins der ersten Beispiele gab, die fünffüßigen Jamben im Drama zu gebrauchen. Was den Plan und die Zeichnung der Charaktere betrifft, so waren die Mängel auffällig genug, um den Verfasser auf immer von dem dramatischen Gebiete zu verscheuchen.

Lessing deckte in den Literaturbriefen nicht nur auf, daß Wieland's Dichtung größtentheils aus dem englischen Stücke des Nicholas Rowe entlehnt sei, sondern wies auch die fehlerhafte Anlage und schwache Schilderung der Charaktere nach. „Sie sind alle", heißt es dort, „in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken und alsdann, wenn er die innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt und studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird. Bis jetzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht; er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben." Wieland machte sich diese Bemerkungen nicht zu Nutze; er trat 1760 nochmals mit einem matten Trauerspiel Clementina von Porretta hervor, wozu der Stoff aus Richardson's Grandison entnommen war, und tröstete sich zum Voraus über die zu erwartende strenge Kritik der Kunstrichter mit „den Thränen der Leserinnen". Damit nahm er jedoch vom Trauerspiel Abschied. Es trugen übrigens diese Versuche dazu bei, sein Talent für den philosophischen Dialog und dialogisirten Roman auszubilden. Mit der Bearbeitung von Araspes und Panthea nach einer Episode in Xenophon's Cyropädie, welche er in seinen Cyrus zu verweben beabsichtigt hatte, war damit ein gelungener Anfang gemacht worden.

Inzwischen hatte er 1759 den Aufenthalt in Zürich mit Bern vertauscht, wo er in der Familie des Landvogts Sinner eine Hauslehrerstelle übernahm. Der dortige Umgang, der ihn mit mehreren bedeutenden Männern und geistvollen Frauen in Berührung brachte, wirkte sehr bildend auf ihn, besonders das vertraute Verhältniß zu Julie Bondeli, der Freundin Rousseau's, einer Philosophin in der Kunst zu lieben. Bald abgestoßen, bald wieder mächtig angezogen, ward Wieland nach und nach von dieser eigenthümlichen weiblichen Natur so sehr gefesselt, daß er sich mehrere Jahre mit dem Wunsche und der Hoffnung trug, sie zu besitzen. In dieser lebhaft erregten Stimmung wuchsen wieder literarische Pläne in Menge empor; bald wollte er den Xenophon, jetzt seinen Liebling, bald den Shaftesbury, mit dessen philosophischen Schriften er sich viel beschäftigte, und noch manches Andere übersetzen. Er fiel sogar auf das Project, im Canton Bern eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten. Die Umwandlung seiner Denkungsart trat entschiedener hervor. Es fällt in diese Zeit das Fragment Theages, Schönheit und Liebe (1760), worin sich die handelnden Personen schon mehr mit den Freuden dieser Welt befreunden, eine Aspasia, welche die Männer nur verachtet, weil sie das Ideal eines Mannes noch nicht gefunden hat, aber dabei eine feine Weltdame von fröhlichen Launen, ein Theages, der die sinnliche Natur gegen die Ueberschwänglichen in Schutz nimmt; und wenn Diotima dem geistigen Amor gegen den sinnlichen das Wort reden, so warnt Aspasia: „Diese beiden Amore sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylph gegeben. Cupido ist ein

wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franciskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten."

Mitten in der angenehmen Existenz, die er in Bern gefunden hatte, überraschte ihn die Nachricht, daß er (30. Apr. 1760) in seiner Vaterstadt zum Rathsmitgliede erwählt sei. Ob er die Stelle, die ihm die längstgewünschte Versorgung bot, annehmen wolle, konnte er nicht schwanken, so schmerzlich ihm auch die Aussicht war, auf lange Zeit den Musen und dem Umgange mit gebildeten Familiencirkeln entsagen zu müssen. Er wußte voraus, daß er sich zu unleidlichen Geschäften entschließen und mit Menschen, die ihm, was literarische Bildung betraf, als Barbaren erschienen, zusammenleben müsse. Es war seinen Wünschen einigermaßen dadurch entsprochen, daß er sechs Wochen nach seiner Ankunft in Biberach die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt. Doch schloß sich daran noch ein ärgerlicher Proceß zwischen dem evangelischen und dem katholischen Theil des Magistrats über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndicats. Wieland war dadurch mehrere Jahre hindurch mit dem Verlust seiner Stelle bedroht, bis endlich, um der Einmischung einer in Wien deßhalb niedergesetzten Hofcommission zu entgehen, die Streitenden sich verglichen und Wieland auch von dem katholischen Theil als Kanzleidirector anerkannt wurde. Außerdem hatte er in Biberach noch Gelegenheit zu manchen andern Lebenserfahrungen, die ihn das Treiben der Menschen belächeln lehrten. Die Auftritte, welche die Einführung des auf seine Empfehlung berufenen Predigers Brechter, der der Masse als nicht rechtgläubig geschildert war, begleiteten, zeigten ihm den Fanatismus in seiner

rohesten Gestalt und waren für seine religiöse Denkungsart, die bereits zu der Toleranz der Aufklärer hinneigte, von nicht geringem Einfluß; in seinem Roman „die Abderiten" hat dies Ereigniß nachmals eine Stelle gefunden.

Er fühlte sich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Biberach so poesiearm, daß er bei Gelegenheit der Herausgabe seiner poetischen Schriften (1762) öffentlich glaubte erklären zu müssen, daß seine poetische Laufbahn geschlossen sei. Seine Briefe aus jenen Jahren sind voll unzufriedener Klagen: „Ich muß mich", heißt es unter Anderm, „durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen...... Ich habe keinen Tag, der mein eigen ist..... Meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer..... meine Arbeiten gehen nicht von Statten". Allein der Grund seiner Unzufriedenheit und Productionsunfähigkeit lag nicht bloß in den gehäuften Geschäften und dem verdrießlichen Intriguenspiel, in das er manchmal verflochten ward. Es war das gerade eine der nachtheiligen Ansichten jener Zeit, daß der Dichter am besten zu schaffen vermöge, wenn er in stiller Zurückgezogenheit vom Gewühl des Lebens sich in seiner geträumten Welt ergehe. Daher die Furcht der dermaligen Dichter, durch praktische Wirksamkeit mit der gewöhnlichen Welt in Berührung zu kommen. Wir wollen vielmehr auch für Wieland's Bildung nicht gering anschlagen, daß er in seinem kleinen Kreise das wirkliche Leben näher kennen lernte und der Trieb in dasselbe einzugreifen geweckt ward. Es verdient daher eine Erwähnung, daß er sich bemühte das Biberacher Theater emporzubringen. Mehr noch ist der Grund seiner Unzufriedenheit darin zu suchen, daß um jene Zeit sich seine Umwandlung vollständig vollzog, während er noch nicht öffentlich als ein Anderer hervorzutreten

wagte und überdies keinen Freund in seiner Nähe hatte, gegen den er sich offen über das, was in ihm vorging, aussprechen konnte. Die nebelhaften sogenannten Ideale, welche der Verstand im Bunde mit der jugendlichen Phantasie erzeugte, ohne daß sie in der Tiefe des Herzens Wurzel geschlagen hatten, waren davon geflogen und hatten ihn in einer peinlichen Leere zurückgelassen. Dazu kam endlich noch, daß er mit seiner geliebten Julie Bondeli gespannt war und er die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ihr entschwinden sah. Auf solche Weise vereinsamt und in seinem Innern ohne sichern Halt, unternahm er, wahrscheinlich durch Lessing's Bemerkungen in den Literaturbriefen aufgemuntert, eine Uebersetzung der Dramen Shakspeare's, das beste Mittel, die an Idealen mattgewordene Einbildungskraft durch den Reichthum der in diesen Dichtungen sich erschließenden lebendigen Welt mit frischer Kraft zu beleben. Von 1762 bis 1768 erschienen acht Theile, welche 22 Dramen enthalten. Es war eine schwierige Aufgabe, zum erstenmal der Uebersetzer Shakspeare's zu sein; daher war dies Werk, wie namentlich Lessing in der Dramaturgie lebhaft anerkannte, bei manchen Mängeln im Einzelnen höchst verdienstlich; mehr als durch kritische Abhandlungen und Lobpreisungen ward Shakspeare dadurch unter uns heimisch gemacht. Was er als dramatischer Dichter nicht vermochte, hat Wieland durch diese Arbeit erreicht, neben Lessing unser Drama in eine andere Bahn zu leiten. Man weiß, was die Wiedererweckung Shakspeare's in der Geschichte unserer Poesie und unserer Bühne zu bedeuten hat.

Seit dem Sommer des Jahres 1762 gewann Wieland's Leben eine freundlichere Gestalt. Graf Stadion, lange Zeit kurmainzischer Staatsminister, hatte sich, jetzt

ein fast siebzigjähriger Greis, von Geschäften zurückgezogen, um die letzten Tage seines Lebens in Muße und im Genusse der Natur auf seinen Gütern zu verleben. Er wählte dazu das nahe bei Biberach anmuthig gelegene Warthausen. Ihn begleitete dahin sein Pflegsohn la Roche, bisher sein Gehülfe in Staatsgeschäften, und dessen Gattin, die Jugendgeliebte unsers Dichters. In diesem Familienkreise war Wieland der stets gern gesehene Freund; hier fand er die angenehmste Erholung, die geistvollste Anregung. Der Graf war ein durchs Leben gebildeter Weltmann, rechtschaffen und wohlwollend, dabei vielseitig gebildet und in der schönen Literatur, vornehmlich des Auslands, trefflich bewandert. La Roche hatte sich eine ähnliche Bildung angeeignet; ihn hatte besonders die schöne Literatur und die philosophische Denkweise der Franzosen gebildet. Ein Zögling Voltaire'scher Philosophie verfolgte sein Witz Alles, was ihm als Schwärmerei und Aberglaube verdächtig schien. In diese Bildungssphäre hatte er auch seine junge Gattin hineingezogen; auch sie war nicht mehr die fromme Schwärmerin aus Wieland's Blüthetagen. War für ihn schon dieser Umgang von Einfluß, so ward dieser noch verstärkt durch die erlesene Bibliothek französischer und englischer Dichter und Philosophen, die ihm jetzt zu freier Benutzung offen stand. Hatte unser Dichter schon in der Periode idealer Schwärmerei die berühmtesten Vorkämpfer der Aufklärung eifrig gelesen und Voltaire „avec toutes ses fautes" doch „geliebt", wie viel mehr gab er sich auf der jetzigen Stufe seiner Weltansicht dieser Lectüre mit sympathetischem Interesse hin! Er schuf sich eine neue Lebensphilosophie, er setzte der idealen Welt „Natur" und „Wahrheit" entgegen. Er machte sich an die Lösung der schwierigen Aufgabe, deren Ziel er schon mitten in der

Bodmerischen Seraphspoesie, seltsam genug, als wünschenswerth bezeichnet hatte, seinem Verstande nach ein Freidenker und dem Herzen nach ein rechtschaffener Mann zu sein.

Wenn andere große Schriftsteller des Jahrhunderts sich über ihr Zeitalter erhoben und das mitlebende Geschlecht, den Gedankenkreis desselben erweiternd, mit sich fortzogen, so begnügte sich Wieland damit, der Spiegel der in den höheren Gesellschaftskreisen herrschenden Denkungsart und Geschmacksbildung zu sein, die empfangenen Eindrücke mit dem Reiz gefälliger Formen zu umkleiden und (wie Gruber ihn genannt hat) der gesellschaftliche Schriftsteller zu werden. Seine philosophische Ueberzeugung huldigte dem Empirismus und Materialismus der englisch-französischen Schule, die damals den Zenith ihres Ansehens erreichte und durch Männer von ausgezeichneten Geistesgaben, die durch eine glänzende Darstellung unterstützt wurden, Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius und viele Andere ihre Wirkung durch ganz Europa verbreitete. Sie lehnte das Uebersinnliche als Schwärmerei von sich ab, warf die positive Religion mit Aberglauben und Pfaffentrug zusammen, wies die daraus abgeleiteten strengen Tugendgrundsätze als der Naturbestimmung des Menschen widersprechend zurück und setzte den wahren Zweck des Lebens in die Glückseligkeit, den Genuß des Daseins.

So offen sich auch Wieland zu diesen Lehren bekannte, bewahrte ihn doch sein Gemüth, das die idealen Eindrücke der Jugendzeit nie ganz verlor, vor den äußersten Consequenzen. Sein Charakter war rechtschaffen, wohlwollend, frei von Neid und Selbstsucht, nicht groß, aber warm in Liebe und Freundschaft. „Er spielte", sagte Goethe, „mit seinen Meinungen, nicht mit seinen Gesinnungen." Die Folge davon war, daß er die Duplicität seines Wesens nie

ganz zu überwinden vermochte, daß er Reales und Ideales nicht in einer durchgebildeten Weltansicht verbinden und auszugleichen lernte. Niemals erscheint daher die volle Wärme der Ueberzeugung, niemals die höhere Wahrheit des Lebens. Die heitere Betrachtung desselben erhebt sich nicht zum freien poetischen Humor; es bleibt nur die lächelnde Ironie, die alle Dinge der Welt als ein nichtiges Spiel ansieht, eine altkluge Weisheit des Nil admirari, die in allem Ringen und Drängen der Menschheit nichts als eine stets sich wiederholende Thorheit erkennt und überall mit dem „leben und leben lassen" fertig zu werden glaubt. Niemand wird jetzt noch der Fürsprecher der Wieland'schen Lebensphilosophie sein wollen. Allein man würde auch sehr voreilig und einseitig urtheilen, wenn man mit dem allgemeinen Maßstabe die einzelnen Dichtungen Wieland's messen und mit einem banalen Verwerfungsurtheile über den ganzen Dichter absprechen wollte. Man kann auf dieser Bahn zwar kein Shakspeare und Goethe werden, aber noch immer ein Ovid, ein Ariost oder ein Boccaccio sein. Statt also immer nur zu wiederholen, daß Wieland unter der höchsten Stufe der Dichtergröße bleibe, wenden wir uns lieber zu der andern Seite der Untersuchung, um den ihm allgemein zugestandenen großen Einfluß auf die deutsche Literatur zu begreifen.

Die Pflege der deutschen Literatur war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einzelne Städte, namentlich einige der bedeutenderen Universitäten und auch hier auf gewisse Kreise von Gelehrten und gebildeten Bürgern und Frauen beschränkt. Ganze Provinzen, fast das gesammte katholische Deutschland, die Höfe und der Adel waren entweder ohne alle Literaturinteressen oder suchten bei den überrheinischen Nachbarn, denen das Urtheil Europas

das Principat in Sachen des Witzes und des Geschmacks bereitwillig zuerkannte, die verfeinerte Bildung sich anzueignen. Was diese bei den Franzosen, sah die philologische Gelehrtenwelt einzig und allein im classischen Alterthume; statt anderer Zeugnisse weisen wir nur auf Ernesti's Vorrede zum Cicero hin. Der Dichter fand noch nicht eine nach heimischer Literatur begierige Nation vor; er mußte sich sein Publicum erst erobern. Klopstock stützte sich auf die frommen, der französischen Aufklärung abgeneigten Kreise, in denen gemüthlicher Pietismus und kirchliche Orthodoxie sich die Hand reichten; Lessing wandte sich zur Bühne, als dem eigentlichen Organ höherer Nationalbildung, das die Macht der Poesie lebendig und nach allen Seiten weckend in die Gegenwart überträgt. Wieland dagegen machte die französische Bildung der höheren Stände zur Basis seiner literarischen Wirksamkeit und verschmolz sie, unterstützt von einer damals seltenen Kenntniß des Alterthums, mit der philosophisch-sittlichen und literarischen Cultur der Griechen, so daß er zu gleicher Zeit die französisch Gebildeten für seine Darstellung gewann und die Alterthumsfreunde zu sich heranzog. Anmuthig und klar fließt sein gewandter Stil dahin, und die behaglich sich ausbreitende Geschwätzigkeit ward seinem Zeitalter noch nicht lästig. Indem er durch Scherz und heiteres Spiel des Witzes den Ernst des Denkens und die Schwere des Daseins verscheuchte, indem er die Phantasie in eine bunte Fabelwelt hineinlockte, ward seine Poesie eine freundliche Begleiterin des Lebens, die es nicht, wie Klopstock, auf die Thränen, sondern auf das Lächeln der Leser anlegt.

In diesem Sinne können wir ihn trotz mancher Fehlgriffe im Einzelnen unter die B e f r e i e r unserer Literatur rechnen. Er hat nicht, wie Lessing, die Fesseln des fran-

zösischen Geschmacks gebrochen, es sei denn durch seine Uebersetzung Shakspeare's, aber er hat die Anhänger desselben mit der deutschen Literatur versöhnt und sie für deren Interessen gewonnen. Zugleich hat er die Poesie von dem Zwange der moralisch-dogmatischen Einseitigkeit befreit, welche ihr neue Fesseln anlegte; er hat endlich den Roman als Schilderung psychologischer Lebenswahrheit sowie das romantische Epos als Darstellung einer von der munteren Dichterphantasie freigeschaffenen Wunder- und Märchenwelt in ihre Rechte eingesetzt. An der Fortbildung unserer Sprache hat er so gut wie Klopstock seinen Antheil. Er gab ihr Leichtigkeit und Gewandtheit, förderte ihren Wohlklang, auch durch die geschickte Behandlung des Reims, den die Hexametristen und Odendichter zu verdrängen suchten; er ward der Schöpfer der unterhaltenden Prosa, welche die schwerfällige Form der Gottschedianer noch nicht überwunden hatte. Das sind Verdienste, welche die am lebhaftesten anerkannt haben, welche, wie Goethe, auf seinen Schultern stehend, ein höheres Ziel zu erreichen befähigt waren.

„Non sum qualis eram, mon cher Zimmermann! sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamétriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du tems, que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela...... Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux avis de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des Dieux au Tokay des Hongrois." Mit diesen seine bisherige Idealität verhöhnenden Worten kündigt er im November 1762 dem Freunde seine völlige Metamorphose an. Schon damals begann er die innere Geschichte seiner Veränderung in einem, Agathon betitelten, biographischen Roman zu schildern, dessen Anfänge bis 1761 hinaufreichen.

„Ich schildere," schreibt er am 5. Januar 1762, „darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." Indeß zogen ihn nicht nur störende Geschäfte, sondern auch mancherlei schriftstellerische Arbeiten — die Jahre 1762 bis 1766 gehörten zu den productivsten seines Lebens — von seinem Lieblingsplane ab.

Mit den „Erzählungen," welche durch leichtgeschürzte Reimform sich einschmeicheln, machte er den Sprung in die lascive Manier eines Lafontaine und Prior. Sollte nicht auch dem deutschen Dichter erlaubt sein, was in den Nachbarlanden mit Beifall aufgenommen war? Bedächtig gab er daher der zärtlichen Liebesschilderung Nadine (1762) die Aufschrift „eine Erzählung in Prior's Manier". Die meisten dieser schlüpfrigen Erzählungen sind Travestieen griechischer Mythen; der Titel, „komische" Erzählungen kam ihnen daher richtiger zu, als der später gewählte, „griechische." Diana und Endymion (1762), das Urtheil des Paris „nach Lucian" (1764), Aurora und Cephalus (1764) wetteifern in der Schilderung sinnlicher Lüsternheit mit den Dichtungen eines Crébillon und haben nichts von jener Naivetät, welche bei Ariost und Boccaz ähnlichen Scenen noch den Reiz der Anmuth leiht. Mit dem Vita proba, pagina lasciva entging Wieland nicht der Verurtheilung der sittlichen Kritik; den Schweizern erschien er als „der gefallene Engel."

Ausführlicher schilderte er den Gegensatz seiner jetzigen Weltansicht gegen die frühere in dem Roman: der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, „eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht" (1764).

Er hatte zu dieser flüchtig hingeworfenen Arbeit meist fremdes Eigenthum verwendet. Cervantes, dessen Don Quixote im Allgemeinen als Vorbild diente, Marivaux und die Verfasser der englischen Abenteurerromane boten den bunten Stoff dar, der, ohne zu innerer Einheit sich zu gestalten, in einander gearbeitet ward. Inzwischen hatte er 1763 den ersten Theil vom Agathon verfaßt; die Vollendung des Ganzen beschäftigte ihn noch einige Jahre, so daß 1766 das ganze Werk erschien. Er ist als der bedeutendste und seines Einflusses auf die Literatur halber als der folgenreichste unter Wieland's Romanen anzusehen. Da es die poetische Selbstschilderung des Dichters ist, so hing er stets an diesem Romane mit besonderer Liebe und war in den späteren Ueberarbeitungen bemüht, den psychologischen Zusammenhang noch sorgfältiger zu zeichnen und die Dichtung als Ganzes mehr abzurunden. In der zweiten Ausgabe (1773) kam „die geheime Geschichte der Danae" hinzu, und in der letzten Ueberarbeitung (1794) bemühte er sich, „dem moralischen Plane des Werks durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas die Krone aufzusetzen und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtsein hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein Möglichstes gethan habe, es der Aufschrift: quid Virtus et quid Sapientia possit, würdig zu machen."

Gleich wie Wieland in der Einsamkeit und der frommen strengen Zucht des väterlichen Pfarrhauses und der lindenumgebenen klösterlichen Schule fern von den Berührungen mit der Welt aufwuchs und das Leben nur durch die Schilderungen, die seine Erzieher und seine Bücher ihm gaben, kennen lernte, so wird Agathon im heiligen Tempel

zu Delphi, im stillen Haine des Gottes unter sorgsam behütender Pflege erzogen; es ist der Jon des Euripides, der Knabe mit dem kindlich frommen, reinen Herzen. Aber die Zeit kommt, wo der Jüngling in die große Welt eintreten muß. In Athen, der Weltstadt, dem Mittelpunct der höchsten geistigen Cultur, der verfeinerten Sitte — Paris in Griechenland — sieht er sich plötzlich in eine neue Umgebung versetzt, wo das, was man ihn früher gelehrt, nicht mehr auszureichen vermag. Im Umgange mit dem skeptischen Philosophen Hippias lernt er seinen frommen Glauben als Schwärmerei verachten, und eine Danae macht ihm durch ihre Reize begreiflich, daß der Genuß des Lebens dem Sohne der Erdenwelt mehr gezieme und seiner Natur gemäßer sei, als die strenge Tugend, mit deren Grundsätzen man ihn für den Lebensweg hat ausrüsten wollen. Hier sehen wir unsern Dichter wieder im Verkehr mit Julie Bondeli und den Verehrern französischer Glückseligkeitsphilosophie. Die Ideale ziehen davon, und indem er die Welt nimmt, wie sie ist, begreift er die wahre Weisheit des Lebens, die Kunst, das Dasein an der Hand der Grazien weise und mäßig zu genießen. Klar sind hier die Gegensätze ausgesprochen, zwischen denen sich Wieland's Dichtungen hin und her bewegen, eine Welt schwärmerischer Ideale neben einer Wirklichkeit, in der man auf die Ideale Verzicht leistet und sich behaglich von dem breiten Strom des Weltwesens forttreiben läßt. Das Resultat ist ein negatives, und die wahre Lebensweisheit ist die lächelnde Ironie. Schon aus diesem Grunde mangelte der Composition des Agathon eben so sehr die höhere poetische Weihe als die innere Wahrheit. Für die Zeit seines Erscheinens ist vor Allem zu bemerken, daß er in directe Opposition gegen die Richardson'schen Tugendromane tritt, welche damals in

Uebersetzungen und Nachahmungen an der Tagesordnung waren; schon dadurch machte er Epoche. Zugleich aber war auch durch die Gewandtheit der Erzählung, deren Verdienst selbst Lessing's Anerkennung fand, ein Muster in der Romanprosa gegeben, das unserer Sprache überaus förderlich ward.

Wieland dachte über die kühle Lebensweisheit, mit der sich Agathon zufrieden giebt, nicht ganz so heiter, wie wir aus seiner Darstellung schließen möchten. „Wie oft," schreibt er im Anfange des Jahres 1765 an Zimmermann, „sehe ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück!" — „Urtheilen Sie," fährt er an einer andern Stelle fort, „mit welchem Muth ich in diesem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventarisation zugebracht, an einem mit Acten und Protokollen überlegten Tische sitzend, in diese Zeiten einer heitern, der Liebe und den Musen geweihten Jugend zurücksehe." Noch in dem Laufe dieses Jahres ließ er sich — mehr durch Zureden der Eltern und Freunde, als durch eigene Neigung — zu einer Heirath bewegen; er wählte die Tochter eines Augsburger Handlungshauses. Wenn er manchmal den Wunsch nicht verhehlt, sich durch eine reiche Partie eine unabhängige Stellung zu verschaffen, so erreichte er dies eben so wenig, als er die Ansprüche des Dichters bei der Wahl seiner Gattin zu Rathe gezogen hatte; sie soll die Werke ihres Mannes nicht einmal gelesen haben. Jedoch war sie eine treue, liebevolle Lebensgefährtin, eine treue Mutter der zahlreichen Kinderschaar, mit der sie ihn nach und nach beschenkte. Wenn auch die ersten Aeußerungen über das „kleine, ganz artige, liebenswürdige Geschöpf, das er sich, er weiß selbst nicht wie, von seinen Eltern und guten Freunden hat beilegen lassen," kalt und

gleichgültig klingen, so giebt er schon wenige Wochen später seinem Geßner von ihr mit wenig Worten eine Charakteristik, in welcher der Werth seiner jungen Frau warme Anerkennung findet: „Sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserem Haller zu reden — gewählt für mein Herz und meinen Wünschen gleich — ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf." Gegen Zimmermann gesteht er, daß er glücklich genug gewesen sei, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte seine Frau zu sein. „Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat." Es blieb sich diese innige Liebe auf allen Stufen des Lebens gleich. Jetzt war ihm das einsame Leben in Biberach nicht mehr so zuwider, wenngleich im Jahre 1766 der gesellige Verkehr in Warthausen aufhörte, indem der Graf Stadion nach Bönigheim zog. Es schmerzte Wieland, daß er noch zuletzt mit dem Grafen und la Roche in ein Mißverhältniß gerieth, indem er sich aus patriotischer Gewissenhaftigkeit im Interesse seiner Vaterstadt gewissen Ansprüchen des Grafen widersetzte. Erst nach einigen Jahren, da inzwischen der Graf 1768 gestorben war, stellten sich die freundlichen Beziehungen zu der Familie la Roche wieder her. Wenige Jahre später führte er seine Jugendfreundin in die Schriftstellerwelt ein, indem er ihren Roman „die Geschichte des Fräuleins von Sternheim," eine Nachahmung von Richardson's Clarissa, herausgab.

Verglich Wieland das häusliche Lebensglück, das er fast wider Erwarten gefunden hatte, mit den Träumen

seiner Jugendschwärmerei und den Phantasieen von Platonischer Liebe, die ihm lange Zeit zu schaffen gemacht hatten, so fand er in sich selbst den Antrieb zu einer Philosophie über das Wesen der Liebe und ihr Verhältniß zu dem Glück des Lebens. Zu diesem Ziel schien ihm die goldene Mittelstraße am sichersten zu führen; denn auch er setzte seine Zufriedenheit zum Theil auf Rechnung seiner gemäßigten Ansprüche. Aus solchen Lebensbetrachtungen erwuchs die Tendenz des romantischen Gedichts Iris und Zenide (1767), in welchem er die Liebe des Herzens sowohl der Platonischen als der sinnlichen Liebe gegenüberstellte. Da dies Gedicht, in welchem er den ersten Versuch machte die italienische Stanze in einer freieren Strophenform nachzubilden, unvollendet blieb, so faßte er seine Ansichten über anmuthigen Lebensgenuß, besonders insofern er durch das Glück einer zufriedenen, sanft das Herz erwärmenden, nicht leidenschaftlich bestürmenden Liebe bedingt wird, in dem Lehrgedichte Musarion oder die Philosophie der Grazien (1768) zusammen. Hält man diese lebensfrohe Schilderung gegen die schwerfälligen ernsten Lehrdichtungen jener Zeit, die leichte, lebendige Form gegen die schleppenden Alexandriner und Hexameter der Haller- Bodmerschen Schule, endlich die einschmeichelnde Lebensansicht gegen den weit prosaischeren Rigorismus der moralischen Didaktiker, so begreift man die lebhafte Theilnahme, mit der dieses Werk aufgenommen ward. Eben so sehr, wie Lessing's Kritik im Laokoon, machte es die alte Lehrdichtung verstummen. Täuschen wir uns gleich nicht mehr über die Schwächen der hier vorgetragenen Lebensweisheit, so war doch im Interesse der Poesie eine Bekämpfung der Engherzigkeit ein Verdienst, und zu einer poesievolleren Auffassung des Lebens, die sich jetzt raschen Schritts in der

Literatur Bahn bricht, hat diese Dichtung viel beigetragen. Goethe gedenkt des lebhaften Eindrucks, den sie bei ihrem ersten Erscheinen auf ihn machte.

Mit diesem Werke schloß Wieland die stille Zeit in Biberach. Agathon und Musarion hatten ihn auf die Höhe des Dichterruhms erhoben. Der Wunsch, von seiner einsiedlerischen Kanzleidirectorstelle erlöst und in eine literarisch gebildete Umgebung versetzt zu werden, ging endlich in Erfüllung. Der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, berief ihn 1769 als Professor der Philosophie an die Universität Erfurt. Er war eins der wenigen Pfropfreiser moderner Bildung, welche auf den alten morschen Stamm der verfallenen Universität geimpft wurden, ohne mit ihm auch nur der äußeren Form nach verwachsen zu können. Wieland stand fast außer Verhältniß zu der eigentlichen Universität und spricht daher die Klage über die ihn umgebende Barbarei ebenso, wie vorher in Biberach, auch in Erfurt aus. An Geßner schrieb er am 18. October 1769: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- uud Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaeso! was für ein Thaumaturge müßte ich sein!" Vier Tage in der Woche, an jedem zwei Stunden, hielt er Vorlesungen. Einige Studirende mochte sein Ruf herbeiziehn; die Zahl der Erfurter Studenten stieg von 25 auf 50. Angenehm war es indeß für ihn, dem Mittelpuncte des literarischen Verkehrs näher gerückt zu sein. Mit dem Halberstädter Kreise, namentlich mit Gleim und Jacobi, trat er in enge Freundschaftsverbindung. Klotz in Halle stand bei ihm in großer Achtung, und dessen getreuer Knappe Riedel, der seine

Berufung hauptsächlich veranlaßt hatte, war in Erfurt sein vertrautester Freund. Das Alles waren Beziehungen, die weder für Wieland's Charakter noch für die Richtung seiner Productivität günstig sein konnten. In seinen Briefen kommt die unmännliche Haltung, das vorsichtige Complimentiren nach allen Seiten niemals in so verletzender Weise zum Vorschein, wie in jener Zeit. Während er Gleimen als „Liebling der Musen und Grazien" schmeichelt und ihn nebst Jacobi zu der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zählt, welche nie genug schreiben können, sucht er durch Insinuationen gegen eben diese Freunde sich dem alten Bodmer freundlich zu erweisen, spottet über den alten tändelnden Gleim-Anakreon und läßt Jacobi den Verführten sein. Das ist es, was Lessing als Klotzianismus züchtigte. Er warnt Riedel sich in die Klotzischen Händel mit Lessing einzulassen; „es däucht mich doch," schreibt er ihm, „es gilt von Lessing, was Yorik vom Teufel sagt: widersteht dem Teufel, so flieht er euch! Es mag wahr sein; aber das Sicherste ist doch, vor ihm zu laufen, sobald man ihn erblickt." Deutlicher kann man nicht die Maxime, aller Polemik aus dem Wege zu gehen, aussprechen.

Auch die Poesie Wieland's geht eine Stufe tiefer hinab. Die Lehrdichtung die Grazien, ganz im Geschmack der Gleim'schen Anakreontiker gehalten, abwechselnd in Prosa und Versen tändelnd, war nur ein schwacher Pendant zu Musarion; die Grazie wird mit der Hetäre verwechselt. Sein Diogenes von Sinope war die Caricatur des cynischen Philosophen, der in Sterne's Manier zu einem sentimentalen Sonderling umgebildet ward. Riedel schmeichelte ihm dennoch mit dem Ausspruch, daß es das Beste sei, was Wieland geschrieben habe, und wie sollte er sich nicht selbst

zu diesem Glauben bekennen? Sein sittliches und ästhetisches Urtheil war so in die Irre gerathen, daß er 1771 die in jedem Betracht widerliche Erzählung Combabus mit Behagen ausmalen und sich einreden konnte, die freiwillige Entmannung als eine „Heldenthat" der Tugend und zwar mit aller Zucht und Delicatesse erzählt zu haben. Es macht ihm dabei wenig Bedenken, daß der Sieg der weiblichen Tugend lediglich die anatomische Keuschheit der in Combab verliebten Königin rettet.

An solchen Stoffen nährte der Dichter seine vorwiegende Neigung, die Schwäche der menschlichen Tugend, die unter scheinheiliger Maske versteckte Sinnlichkeit mit etwas lüsternem Satyrbehagen zu schildern. Im Neuen Amadis, „einem komischen Gedichte in achtzehn Gesängen" (1771), läßt er seinen Helden dergestalt sich im Reiche der sinnlichen Liebe herumtummeln, als ob ihm die Schlüpfrigkeit sinnlicher Schilderung die höchste poetische Ergötzung sei. Obwohl er in seinem Verklagten Amor (1772), der aus dem Himmel ausgewiesen und dann zurückgerufen wird, sich heiter zu rechtfertigen suchte, so wandten sich doch strengsittliche Gemüther entrüstet von ihm ab. Er selbst erschrak über die Gesellschaft, in die er hineingerathen war, als die Verfasser der rohesten Lascivitäten sich an ihn als ihren Chorführer drängten. Er hielt plötzlich an auf der abschüssigen Bahn und griff nach einer Stütze in der Rousseau'schen Philosophie.

Die Vorträge, die er in Erfurt über Geschichte der Menschheit hielt, hatten ihn mit Rousseau's politischen Theorieen näher bekannt gemacht. Einige Paradoxen desselben beleuchtete er in den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" (1770). Nachmals machte er nach den Theorieen französischer Poli-

tiker den Plan zu einem Gemälde des idealen Staats, welches er 1772 unter dem Titel: Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian ꝛc. ausführte, nach seiner Absicht „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben." Joseph II. hatte damals die literarische Welt zu großen Erwartungen erregt. Wieland nährte die Hoffnung, durch sein politisches Werk, das im Geiste des reformbegierigen jungen Kaisers verfaßt war, sich den Weg nach Wien zu bahnen, wo er bereits der gelesenste deutsche Schriftsteller war. Indeß fügte es sich zu seinem eigenen Heile bald anders.

Die Herzogin Anna Amalia von Weimar, seit 1758 nach dem Tode ihres frühverstorbenen Gemahls Regentin des Herzogthums, hatte sich mit großer Umsicht und Sorgfalt ihren Regentenpflichten und der Erziehung ihrer beiden Söhne Karl August und Constantin gewidmet. Der Hofmeister derselben war Graf Görz, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seinem Amte vorstand. Er war mit Wieland befreundet und pflegte sich in manchen Fällen bei ihm Raths zu erholen. Um die Ausbildung der Prinzen, als sie dem Jünglingsalter entgegengereift waren, zu vollenden, schien niemand geeigneter zu sein, als der Verfasser des goldenen Spiegels; die Empfehlung des Freiherrn Karl von Dalberg, Statthalters zu Erfurt, entschied Amaliens Wahl. Wieland trat mit dem Titel eines kurmainzischen Regierungsraths aus den Diensten des Kurfürsten, der ihn höchst ungern entließ, und kam 1772 nach Weimar. Man bewilligte ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern, das ihm nachmals als lebenslängliche Pension blieb, und den Charakter eines herzoglich-weimarischen Hofraths.

Von jenem geistigen Leben, das Weimar nach wenig Jahren zu einer Stätte deutscher Literatur machte, war damals noch wenig vorhanden; doch fand Wieland schon einen für seine literarische Wirksamkeit geeigneten Boden vor. Die Herzogin war voll regen Eifers für geistigen Genuß, der mit den Jahren nur um so lebhafter hervortrat, als die Sorgen und die Geschäfte der Regierung sich während der eingetretenen glücklichen Friedensperiode verminderten. Wieland gewann ihre Neigung und ihr Zutrauen; er ward auch ihr Lehrer und belebte bei ihr das Interesse für vaterländische Literatur, welche bisher an deutschen Höfen nur geringe Geltung hatte. Bertuch, der Uebersetzer des Don Quixote, von Seckendorf, bewandert in ausländischer Literatur und ein geschickter Componist, von Einsiedel, ein humoristisches Talent, von Knebel, ein Zögling der Ramler'schen Schule, welcher, durch Wieland's Namen angezogen, einen Besuch in Weimar machte und dort als Erzieher des jüngeren Prinzen eine Anstellung erhielt, endlich Musäus, Pagenhofmeister in Weimar, später Professor am dortigen Gymnasium, bildeten einen Verein von vielseitigen Talenten, der durch Wieland's Einfluß einen neuen Antrieb zu literarischer Productivität erhielt. Gleim kam mehrmals zu Besuchen herüber, doch gab Wieland die Absicht auf, ihn nach Weimar zu ziehen. Theater und Capelle trugen ebenfalls zur Belebung des Geschmacks für Literatur und Kunst bei. Auf dem Hoftheater im Schlosse spielte bald nach Wieland's Eintreffen die vortreffliche Seyler'sche Truppe, bei der Eckhof, Brandes und Beil sich durch ihre Leistungen hervorthaten. Wieland, selbst musikalisch gebildet und ein Freund des Klaviers, das ihm bis ins späte Alter einsame Stunden erheiterte, wurde dadurch veranlaßt, das Singspiel

Alceste zu bearbeiten; es ward von Schweizer in Musik gesetzt und in ganz Deutschland mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Es war der erste Schritt zur ernsten deutschen Oper. Der Schloßbrand im Jahre 1774 unterbrach die Theaterfreuden.

Im Beginn seines Aufenthalts in Weimar bereitete Wieland ein großes literarisches Unternehmen vor, die Herausgabe des deutschen Merkur. Mit dem Jahre 1773 beginnend, begleitet diese Zeitschrift die Literatur eines an bedeutenden geistigen Bestrebungen reichen Vierteljahrhunderts, nicht reformatorisch, wie Lessing'sche Literaturbriefe, sondern mehr auf breiter Mittelstraße nach allen Seiten vermittelnd, im Geiste ihres rücksichtsvollen Herausgebers, zum Theil daher ein Schauplatz mittelmäßiger Talente. Aus Wieland's Briefen an Merck in Darmstadt, dessen gediegene Aufsätze mehreren Heften des Merkur zur Zierde gereichen, ersehen wir am besten, in was für prosaischen Nöthen sich oftmals der Redacteur befand und mit welchen Bitten und Klagen er Mitarbeiter zu seiner Zeitschrift pressen mußte. Allzu sehr verräth sich, daß der Merkur eine Finanzspeculation war, zu der Wieland durch die Rücksichten auf seine immer zahlreicher werdende Familie veranlaßt wurde, die daher mit dem Triebe, in das Räderwerk der Literatur einzugreifen, wenig zu schaffen hatte. Seine seitdem verfaßten Schriften pflegte er jedesmal zuerst durch seine Zeitschrift ins Publicum einzuführen.

So behutsam auch Wieland sich den kritischen Wortführern gegenüber benahm und noch vor kurzem in Bezug auf Lessing es für das Gerathenste gehalten hatte, vor dem Teufel davonzulaufen, damit man nicht gefaßt werde, so hatte er doch als Vertreter eines bestimmten Princips in der Literatur eine so scharf bezeichnete Stellung eingenom-

men, daß die Angriffe nicht ausbleiben konnten. Hauptsächlich gingen sie von der jüngeren Dichtergeneration aus, welche den Ernst der Gesinnung und die Kraft der dichterischen Genialität auf ihre Fahnen schrieb. Der Göttinger Dichterverein, der zu Klopstock sich hinneigte, vollzog 1773 bei der Geburtstagsfeier seines Meisters an Wieland's Schriften ein kritisches Autodafé, das großes Aufsehen erregte; Wieland's Idris und komische Erzählungen lagen zerrissen am Boden des Zimmers und wurden zu Fidibus verbraucht. Klopstock selbst hieß diese Opposition der Jugend gut und zielte unverkennbar auf Wieland's Schriften, als er in seiner Gelehrtenrepublik die Stelle schrieb: „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhing; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen.“ Goethe endlich, früher ein Verehrer Wieland'scher Dichtung, ward durch die sentimentale Alceste und die den Euripides allzu hochmüthig kritisirenden Briefe über dieselbe (im Merkur) zu der meisterhaften Persiflage „Götter, Helden und Wieland“ veranlaßt, worin er mit keckem Humor der modernen Mattherzigkeit in der Darstellung der kraftvollen Gestalten der antiken Heldenwelt einen Spiegel vorhielt. Wieland suchte sich auf kluge Weise durch eine heitere versöhnliche Erklärung aus der Sache zu ziehen, welche, wie sie für seinen nachgiebigen Charakter

Zeugniß giebt, zugleich eine Vorahnung der künftigen Größe seines muthwilligen Gegners verräth. „Man muß die Herren“, heißt es darin, „ein wenig toben lassen, und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten bei Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können.“

Sowohl die Versetzung nach Weimar als die strengeren Angriffe der Kritik waren für Wieland's schriftstellerische Thätigkeit von günstigen Folgen. Die neue Umgebung läuterte und hob ihn. Er sagte sich von der frivolen Manier los, die mit den Schilderungen einer lockeren Sinnlichkeit ein ironisches Spiel trieb; die ernstere Lebensansicht trat mit dem Scherz wieder in Gleichgewicht. Der Roman Geschichte der Abderiten (seit 1774) lehnt sich wieder, wie Agathon, an die eigenen Lebenserfahrungen des Dichters an. In Biberach und Erfurt, wo er über die ihn umgebende Barbarei bald klagt bald lacht, machte er die Studien zu diesem Gemälde der Thorheiten des philisterhaften Bürgerlebens, in denen die Bewohner deutscher Städte damals recht tief steckten. Der Schauplatz ist wieder nach Griechenland verlegt, welches sein Abdera die Thorheiten griechischer Spießbürgerlichkeit büßen ließ. Wieland hat seinen Roman mit vielen lebendigen Darstellungen ausgestattet. Der Stil, obwohl auch diesmal von dem Vorwurf der Weitschweifigkeit nicht frei zu sprechen, hat vor andern Wieland'schen Romanen entschiedene Vorzüge, besonders in den ersten Abschnitten des Romans. Die Vollendung, bei der das Interesse des Dichters ermattete, erfolgte erst 1780.

Inzwischen ging über Weimar ein neuer Stern auf, neben dem der ältere mehr zurücktrat. Goethe kam 1775; bald zog er auch Herder nach sich. Es ist das schönste Zeugniß für Wieland's liebenswürdiges Naturell, daß er dem neidischen Gefühl, das unter diesen Verhältnissen sehr erklärlich gewesen sein würde, in seiner Brust keinen Raum gab, sondern sich an beide mit Wärme und ungeheuchelter Freundschaft anschloß. Herder's Persönlichkeit, welche das Bewußtsein der Ueberlegenheit seiner Umgebung oft auf eine lästige Weise fühlbar machte, drückte ihn mehr als Goethe's immer freundliche Offenheit, welche Wieland in dem ersten Stadium ihrer persönlichen Bekanntschaft zu einem jugendlichen Enthusiasmus hinriß. Niemals hat er sich mit so begeisterten Worten über einen Freund geäußert, wie über Goethe. „Ich lebe nun", heißt es in einem Briefe an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und lebe nun seit unserer Seelenvereinigung, die so unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat...... Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich!" In einem Briefe an Merck finden wir die schönen Worte: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? — Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." So warm konnte freilich das Verhältniß nicht immer bleiben. Vorüberge-

hend macht sich auch Wieland's Empfindlichkeit, die eben so leicht zu erregen war, wie sie flüchtig vorüberging, in seinen Briefen Luft; allein die freundschaftliche Zuneigung begleitete sie doch den langen Weg, den sie noch zusammen wandelten.

Goethe's Nähe und Ermunterung wirkte gleich anfangs sehr anregend auf Wieland's dichterisches Schaffen. Er verließ auf einige Zeit die breitspurige Romanprosa und ergriff die poetische Erzählung. Wer verstand, so wie er, den Schwank, das Märchen, die abenteuerliche Rittersage in anmuthige Formen zu kleiden? Es verschwand die französirende Frivolität, die allem Romantischen den zarten Duft abstreifte; eine edlere Lebensansicht trat mit der Romantik in Bund. Zum erstenmal treffen wir jetzt auf Aussprüche, wie der an Merck zur Rechtfertigung des Julius von Tarent: „Ist es nicht interessant und zuträglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menschheit, mit einem Wort heroische und idealische Menschheit lebendig dargestellt werde?" Hier redet nicht mehr der Verfasser des Combabus.

Gleich in den ersten romantischen Erzählungen, die mit 1776 ans Licht traten, dem Wintermärchen und Gandelin oder Liebe um Liebe übertraf Wieland Alles, was er bisher in Versen gedichtet hatte. Durch Goethe lernte er die ältere deutsche Erzählungspoesie kennen und trug dazu bei, den verkannten Hans Sachs zu Ehren zu bringen. Die Einwirkung dieser Lectüre erkennen wir in der einfachen, würdigen Haltung der Erzählung Geron der Adlige (1777). Rasch hintereinander folgten das Sommermärchen, der Vogelsang oder die drei Lehren, Schach Lolo und andere. Seine Quellen waren die morgenländischen Mär-

chensammlungen so wie die älteren französischen Rittergeschichten und Fabliaux. In diesen fand er auch den Stoff zu seinem Meisterwerke, Oberon (1780), anfangs in vierzehn Gesängen, die nachmals in zwölf zusammengezogen wurden. Er schließt mit dieser Dichtung gleichsam seine poetische Laufbahn ab; denn alles Folgende bleibt hinter den bisher erwähnten Dichtungen zurück und ist, was die Theilnahme der Nation betrifft, in Vergessenheit gerathen. Bei keiner andern Arbeit hat er auch so sehr die ihm ungewohnte Mühe des langsamen dichterischen Schaffens gefühlt, so daß er nicht selten in seinem Unwillen meint, kein deutscher Dichter habe davon einen Begriff, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, es hätte sich in der nämlichen Zeit gar Vieles, das mehr Masse mache, also etwa ein dreibändiger Roman, produciren lassen, eine Betrachtung, die freilich dem nicht geziemt, der für die Ewigkeit arbeiten will.

In dem Oberon belebte der Dichter das Interesse an der epischen Erzählung durch eine geschickte Verschlingung mehrerer Handlungen. Er rechtfertigt sich darüber in dem Vorbericht zu der Ausgabe des Gedichts in der Sammlung seiner Werke: „In der That ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Aussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine

Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte."

Mag nun gleich dem Dichter die Verschlingung der Handlungen nicht durchaus gelungen sein, so ist doch insofern dem Ganzen ein inneres Band gegeben, als die zufällig scheinenden Begebenheiten gleichsam unter der Leitung einer waltenden höheren Macht stehen und trotz aller Schwierigkeiten und Unfälle durch eine gütige Vorsehung zum erwünschten Ziele geführt werden. Die Form ist den italienischen Ritterdichtungen nachgebildet. Die Stanze nahm er jedoch auch in dieser Dichtung nicht in ihrer ursprünglichen Form herüber, sondern beharrte in der Ansicht, daß sie durch willkürliche Behandlung an Beweglichkeit und lebendiger Abwechselung gewinne. Jedoch würde er bei correcterer Nachbildung eine größere Gleichheit des Tons der Erzählung erreicht haben. Dessenungeachtet bleibt dies Werk eine der ausgezeichnetsten Dichtungen im modernisirten romantischen Epos, welche selbst die romantische Schule, die mit großer Vornehmheit auf Wieland herabsah, nicht hat übertreffen können. Goethe sandte ihm einen Lorbeerkranz als Zeichen der Anerkennung; daß diese aus dem Herzen kam, beweisen dessen Worte an La-

vater: „so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." In Weimar „waren seine Actien gestiegen;" sein dichterisches Selbstgefühl hatte sich gehoben, weßhalb er über die kalte Art, womit das Publicum diese Gabe hinnahm, in nicht geringe Entrüstung gerieth. An Merck schreibt er in der Sprache der Kraftgenie's, deren er sich in den Briefen an ihn nach Goethe's Beispiel gern bediente: „Die abermalige hündische Gleichgültigkeit, womit Oberon aufgenommen worden, besonders das tiefste Stillschweigen, das Alle, die ihre Kniee vor dem Baal zu Hamburg beugen und die nun einmal seit etlichen Jahren den Ton in Deutschland angeben, beobachten, macht mir von dieser Seite die ganze Nation ekelhaft." Am meisten Anerkennung fand Wieland auch mit dieser Dichtung in Oestreich, wo die Alxinger und Müller mit einer Reihe von Rittergedichten in die Fußstapfen des Oberon traten. Wieland kehrte auf das Gebiet der romantischen Erzählung nur noch in der Dichtung Clelia und Sinibald (1783) zurück.

Während dieses Jahrzehends, in welchem wir Wieland's poetische Productivität zuletzt begleitet haben, verfloß sein äußeres Leben so ruhig, daß er sich nur selten von seinem geliebten Weimar entfernte; der Wunsch, es mit einer andern Stadt zu vertauschen, war gar bald für immer verschwunden. Eine Reise an den Rhein unternahm er im Jahre 1777, besuchte Merck in Darmstadt, dem er sich für viele werthvolle Beiträge zum Merkur verpflichtet fühlte, lernte in Frankfurt Goethe's Mutter persönlich kennen und reiste dann nach Mannheim, wohin er geladen war, um sein Singspiel Rosamunde zur Aufführung zu bringen. Diese Hoffnung ward durch den Tod des Kurfürsten

von Bayern getäuscht; jedoch wurden ihm die Reisekosten vergütet, eine kostbare Tabatière war als Zeichen der Anerkennung willkommen. Erst 1779 erschien Rosamunde auf der Mannheimer Bühne. Der Dichter muß selbst bekennen, daß sein Singspiel „ein dummes Ding sei, das weder gedruckt [was er dennoch geschehen ließ] noch anderswo als etwan in Gotha und Weimar aufgeführt werden könne und dürfe." — „Nach dieser letzten mißlungenen Probe", fährt er in dem Briefe an Merck fort, „erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Composition habe."

Wenn wir Wieland's literarisches Leben nach dem Erscheinen des Oberon verfolgen, so können wir uns kürzer fassen, weil die Jahre der Entwickelung vorüber sind. Der Mittelpunct seiner Beschäftigung war der Merkur, den er durch seine eigenen Aufsätze vornehmlich über Wasser zu halten hatte. Mit dem Jahre 1790 suchte er seiner Zeitschrift mehr aufzuhelfen, indem sie als Neuer deutscher Merkur ihr zweites Stadium begann. Doch konnte sie mit der Zeitbewegung nicht gleichen Schritt halten; Wieland war froh, die Redaction 1796 in Böttiger's Hände übergeben zu können. Seine Aufsätze für den Merkur sind popularphilosophische Abhandlungen, historische Berichte und politische Räsonnements, zu denen die französische Staatsumwälzung Veranlassung gab. Ueberall tritt in diesen Wieland's klares, erfahrenes Urtheil hervor; in der aufgeregten Zeit war er vor enthusiastischen Verirrungen auf der Hut; er blieb Skeptiker und ward als ruhiger Beobachter der Ereignisse nicht selten ein Seher der Zukunft, wie er denn z. B. Napoleon's militärische Dictatur lange vorher voraussah. In seinem philosophischen Urtheil stand er auf der Seite der Aufklärer, ein Anwalt des gesunden

Menschenverstandes, so daß er dem Standpuncte der Allgemeinen deutschen Bibliothek nicht fern war. „Die Wahrheit," äußert er einmal, „flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer eifrigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer, wie die Luft, die er athmet, ohne daran zu denken." Die Kantische Philosophie konnte ihn daher nicht ernstlich anziehen, obschon sein Schwiegersohn Reinhold ihr eifriger Anhänger und Verkündiger ward. Wieland's Denkungsart hatte eine innigere Wahlverwandtschaft mit der Lebensansicht eines Horaz und Lukian.

Die Uebersetzungen dieser Schriftsteller können hauptsächlich als seine poetischen Arbeiten von 1780—1790 angesehen werden. In den Grundsätzen, die er als Uebersetzer befolgte, weicht er von Voß sehr ab. Er wollte das Original nicht, wie dieser, in möglichster Worttreue und mit der Färbung des Zeitalters, dem der Verfasser angehört, wiedergeben, sondern richtete sein Bestreben dahin, ihn als einen der Unsrigen reden zu lassen. Indem er durch sorgfältiges Studium den Geist seines Autors zu erfassen suchte, verfuhr er willkürlich mit der Form und opferte dem eigenen Geschmacke die Eigenthümlichkeit des Originals. Seine Uebersetzungen gewannen dadurch an Popularität und Faßlichkeit für den nichtgelehrten Leser, wie er auch durch Einleitungen und Anmerkungen in die Geschichte und Sitten des Zeitalters auf geschmackvolle Weise einführte. Von dieser Seite erwarben sich die Uebersetzungen von Horazens Briefen (1782) und Horazens Satiren (1786) auch den Beifall der Kenner des Alterthums. Seine Uebersetzung von Lukian's sämmtlichen Werken erschien 1788 und 1789 in sechs Theilen.

Der Beschäftigung mit Lukian verdanken mehrere verwandte Schriften Wieland's ihr Entstehen. In der Manier des geistvollen Griechen schrieb er die Göttergespräche (1791—93) und die Gespräche in Elysium. Auf diesem Boden bewegt sich auch der Roman Peregrinus Proteus, ein nach den von Lukian gegebenen Grundzügen ausgeführtes Charaktergemälde eines philosophischen Schwärmers (1789 im Merkur, dann 1791 in zwei Bänden) und Agathodämon „aus einer alten Handschrift," ein mehr didaktisch gehaltenes Seitenstück zu dem vorigen Roman.

Seit 1793 arbeitete er mit großem Fleiße an der Revision seiner sämmtlichen Werke, welche er die Freude hatte zu einer Zeit, wo der Abend seines Lebens begonnen hatte und der Stern seines Dichterruhmes schon im Sinken war, in einer von Göschen veranstalteten prachtvollen Ausgabe vor das Publicum treten zu sehen. Ihr widmete er „die heitersten Tage und Stunden seines Lebens."

Der Eintritt ins Alter ließ ihn noch glückliche Jahre hoffen. Er erfreute sich einer festen Gesundheit. Seine neun Kinder, welche ihm von vierzehn, mit denen seine „kleine" Frau ihn beschenkt hatte, geblieben waren, gediehen zu seiner Freude, seine Töchter wurden glücklich verheirathet; seine Vermögensumstände ließen ihn ohne Sorge in die Zukunft blicken. Machte ihm auch die Kritik manchen Verdruß, selbst die Goethe- Schillerschen Xenien, die ihm, wenn auch mit rücksichtsvoller Feinheit, einige unangenehme Wahrheiten sagten, so wurden ihm doch auch wieder bei seiner Schweizerreise im Jahre 1797 so viele Beweise der Liebe und Verehrung zu Theil, daß er mit Selbstzufriedenheit auf seine schriftstellerische Laufbahn zurückblicken konnte.

Ein reizender Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees hatte ihm stärker denn je die Lust zum Landleben erregt. Bald nach seiner Heimkehr brachte er den Entschluß zur Ausführung; er kaufte ein Landgut zu Osmannstedt, drei Stunden von Weimar. Geschäfte der Landwirthschaft wechselten seitdem mit literarischen Arbeiten ab, und der Besuch von Freunden erheiterte ihm manchen Tag. Goethe hebt in der liebevollen Schilderung Wieland's hervor, „wie er gerade hier in seiner Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.“ Hier sah ihn auch nach einer fast dreißigjährigen Trennung seine Jugendgeliebte, Sophie la Roche, wieder, voll warmer Erinnerung an den Moment, wo sie vor 49 Jahren ihn das erste Mal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach belauschte, und an jene schönen Stunden, wo er ihr die ersten Entwürfe, die ersten Ahnungen seiner literarischen Zukunft mittheilte.

In der idyllischen Zurückgezogenheit verweilte sein Geist am liebsten in den herrlichen Zeiten attischer Bildung. Er begann 1796 die Herausgabe des Attischen Museums, das vornehmlich dazu bestimmt war, die Geisteserzeugnisse jener Bildungsperiode auf den heimischen Boden zu verpflanzen. So wie Wieland uns zuerst den deutschen Shakspeare schenkte, so war er auch einer der Ersten, welche das attische Drama durch Nachbildungen uns näher brachten. Verdienstlich war vorzüglich die Uebertragung einiger Lustspiele des Aristophanes. Daran schloß sich das umfassende Gemälde des Platonischen Zeitalters Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Als getreue Schilderung griechischer Bildungszustände übertrifft dieser histo-

rische Roman, der 1800—1802 in vier Theilen erschien, alle seine früheren, wenn gleich die weitschweifige Briefform, worin ganze Abschnitte über die philosophischen Systeme der Sokratischen Schulen Aufnahme gefunden haben, ihn nicht zu einer künstlerischen Abrundung der Form gelangen ließ. Gleichsam als Fortsetzung dieser philosophischen Betrachtungen erwähnen wir kurz die Euthanasia, „drei Gespräche über das Leben nach dem Tode" (1805), deren Resultat auf die Resignation des Skeptikers hinauskommt und sich in der Behauptung zusammenschließt, es möge vielleicht besser gewesen sein, wenn die Menschen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sei. Menander und Glycerion „als Taschenbuch auf 1804" und Krates und Hipparchia „als Taschenbuch auf 1805" führen uns wieder zu der Geschichte griechischer Philosophie.

Das neue Jahrhundert hatte ihm gleich im Beginn schmerzliche Erschütterungen gebracht. 1801 verlor er seine treue Lebensgefährtin. Neben einer kurz vor ihr dahingeschiedenen geliebten Pflegetochter, einer Enkelin der Sophie la Roche, erhielt sie ihr Grab im Garten von Osmannstedt. Seine ländliche Besitzung hatte für ihn seitdem keinen Reiz mehr, wenngleich seine Töchter der Wirthschaft vorstehen konnten. Verluste bei der Landwirthschaft kamen hinzu, ihm den Verkauf des Gutes wünschenswerth zu machen, den er 1803 glücklich zu Stande brachte. Nur die theure Grabstätte behielt er sich vor, um neben den Geliebten auch seine Ruhestätte zu finden.

Er ward in Weimar herzlich empfangen; man bemühte sich ihm den Rest seines Lebens durch zarte Aufmerksamkeit zu verschönern. Mehrere Sommer verlebte er auf den her-

zoglichen Lustschlössern Tiefurt und Belvedere. Im Theater war ihm ein Platz in der herzoglichen Loge eingeräumt. Mit Goethe stand er im freundlichsten Verhältniß. Es erinnert uns an den Lorbeerkranz nach der Vollendung des Oberon, wenn Goethe bei der ersten Aufführung des Torquato Tasso die Büsten Schiller's und Wieland's von den beiden Fürstinnen bekränzen ließ. Dagegen ließen ihn die Wortführer der romantischen Schule die „göttliche Grobheit" ihrer Kritik fühlen, seitdem Friedrich Schlegel die Loosung gegeben hatte mit der Edictalladung im Athenäum (1799), kraft deren, „auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crébillon, Hamilton und vieler Autoren über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland Concursus creditorum eröffnet und, weil mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horaz, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehende Eigenthum sich vorgefunden, jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde." Wieland tröstete sich damit, daß, wenn nach dem Maßstabe der Schlegel nur Homer, Shakspeare und Goethe Dichter seien, er noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen sei. Das ganze Treiben der Romantiker fand er jedoch „unausstehlich;" man springe mit dem Verstande um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte; mitunter wollte ihn bedünken, die Barbarei klopfe wieder an die Pforten.

Es war ihm nicht erspart, die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1806, von denen Jena und Weimar schwer heimgesucht wurden, zu erleben und Deutschlands Erniedrigung mitzufühlen. Auch die Feinde bewiesen ihm eine achtungsvolle Rücksicht. Während der Plünderung Weimars war sein Haus durch eine Wache geschützt; Marschall

Ney ehrte ihn durch einen Besuch. Kaum hatten sich die äußern Wolken verzogen, als 1807 der Tod der Herzogin Amalie das Land in Trauer versetzte, auch für Wieland ein schmerzlicher Verlust. Um sich durch geistige Beschäftigung von der trüben Gegenwart abzuziehen, entschloß er sich trotz seines hohen Alters zu einer Uebersetzung der Briefe Cicero's, mit der er umfassende gelehrte Forschungen über die Zeitfolge derselben und die geschichtlichen Zustände jener Periode der sinkenden Republik sich zur Aufgabe machte. Bei dieser Wahl leitete ihn zugleich das Gefühl einer geistigen Verwandtschaft. Auch ihm war die humane, von leidenschaftlicher Parteinahme sich fernhaltende Denkweise eigen, welche sich in Cicero's Briefen kund giebt, und, wenn er früher zur Entschuldigung seines complicirten Periodenbaues sich damit gerechtfertigt hatte, daß er seinen Stil nach Cicero gebildet habe, so war eben sein Stil und seine ganze gleichmäßig dahinfließende Darstellungsweise vorzüglich geeignet, den eleganten kunstvollen Bau und die feine Urbanität des Ciceronianischen Ausdrucks nachzubilden. Von 1808 bis 1812 erschienen fünf Bände seiner Uebersetzung, welche nachmals durch einen sechsten und siebenten von Gräter beendigt wurde.

Während auf dem Fürstencongreß zu Erfurt im Jahre 1808 die Machthaber über die Geschicke Europa's disponirten, blieb auch Wieland so wenig wie Goethe von den kaiserlichen Besuchen in Weimar unberührt. Es lag Napoleon daran, die Koryphäen des deutschen Geistes durch seine Persönlichkeit zu gewinnen. Als der greise Dichter auf dem zu Ehren der kaiserlichen Gäste veranstalteten Hofball nicht erschienen war, ließ ihn der französische Kaiser eigens in einem Hofwagen holen und unterhielt sich mit ihm und Goethe sehr angelegentlich über Gegenstände

der Literatur. Nachmals wurden Wieland und Goethe noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt. Er erhielt wie Goethe den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den St. Annenorden.

Als er 1809 von einer schweren Krankheit genesen war, trat er noch in den Freimaurerbund. „Wie froh er in denselben getreten," sagt Goethe, „wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut ...... und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar erkannt." Seine feste Gesundheit leistete den Beschwerden des Alters lange Widerstand. Von einem Beinbruche, den er 1811 erlitt, erholte er sich über Verhoffen schnell. Allein im Januar 1813 stellten sich plötzlich schlagartige Zufälle ein, welche seine Lebenskraft erschöpften. Er starb am 20. Januar 1813 mit der ruhigen Fassung, welche ihn durchs Leben begleitet hatte, man kann hinzusetzen, mit dem Lächeln des Skeptikers, dem das „Was ist Wahrheit?" stets auf den Lippen schwebte. Die Worte To be or not to be hörte man ihn auf dem Sterbebette, bald englisch bald deutsch, mehrmals wiederholen.

Am 24. Januar wurde auf Veranstaltung der Logenbrüder in Bertuch's Hause die irdische Hülle des Dichters ausgestellt; auf dem Deckel des Sarges lagen Oberon und Musarion, mit einem Lorbeerkranze umwunden. Goethe hielt die Trauerrede, Worte der reinsten Anerkennung der unbestreitbaren Verdienste des seltenen Mannes. Nachdem die Leiche in der folgenden Nacht nach Osmannstedt geschafft war, wurde sie am 25. Januar von Maurerbrüdern

unter dem Geläute der Dorfglocke zu der von dem Dichter längsterwählten Ruhestatt getragen und neben den Ueberresten seiner ihm vorangegangenen Gattin eingesenkt. Eine Rede des Oberconsistorialraths Günther und der Gesang „Wie sie so sanft ruhn" beschloß die wehmüthige Feier. Eine von Wieland selbst verfaßte Inschrift bezeichnet die drei Gräber auf dem einsamen Gartenplatz zu Osmannstedt:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Zweites Buch.

Von Herder's und Goethe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode.

ca. 1770 — ca. 1805.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Nationalliteratur.

Inhalt.

Die neue Richtung der Literatur. Streben nach Natur und Wahrheit. Sturm und Drang. Hamann. Herder. Goethe. Claudius. Gerstenberg. Lavater. — Göttinger Dichterbund. Boie. Bürger. Hölty. Miller. Voß. Die Grafen Stolberg. Leisewitz. — Dramatische Dichtung. Lenz. Klinger. Maler Müller. Ritterschauspiele und Familiengemälde. Schröder. Iffland. Kotzebue. — Goethe. Schiller und die Weimarer Bühne. — Epische Dichtung. Uebersetzungen des Homer. Voß. Goethe's Hermann und Dorothea. — Lyrische Dichtung. Goethe. Schiller. Schubart. Die Göttinger. Matthisson. Salis. Tiedge. — Der Roman. Goethe. Miller. Heinse. Klinger. J. G. Müller. Knigge. Thümmel. Hippel. Musäus. — Philosophie. Jacobi. Kant. — Naturwissenschaften. Forster. Goethe. — Geschichtschreibung. Gatterer. Schlözer. Iselin. Herder. Möser. Joh. v. Müller. Schiller. Spittler. Publicistik und Politik. — Theologie. Geistliche Beredsamkeit. Reinhard.

Nachdem der siebenjährige Krieg das Blut in dem trägen deutschen Reichskörper in lebendigere Bewegung gesetzt hatte und bald nach dem Eintreten einer behaglichen Friedenszeit die Ankündigung der Reformpläne Joseph's II. wie ein Frühlingshauch über die deutschen Landschaften sich

Die neue Richtung der Literatur. Streben nach Natur und Wahrheit.

verbreitete, Hoffnung erweckend auf eine Neugestaltung der nationalen Verhältnisse, brach sich auch in der vaterländischen Literatur mit raschen Schritten ein erhöhtes Leben Bahn. Das Rechtsbewußtsein, das Gefühl persönlicher Würde, Vaterlandsliebe und Nationalstolz wurden eine sittliche Grundlage für die geistige Bewegung, die unserer Literatur eine neue Richtung vorzeichnete. Wie weit die Häupter und Leiter der bisherigen Literatur diese vorbereitet und dazu mitgewirkt hatten, ist schon oben an mehreren Stellen angedeutet worden. Klopstock hatte, so viel ihm auch zu einem nationalen Dichter fehlte, doch die Selbstständigkeit des deutschen Volksthums und der deutschen Poesie insbesondere mit beredten Worten hervorgehoben und das stolze Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören, wenigstens durch geschichtliche Rückblicke zu wecken und zu nähren gesucht. Lessing zerbrach mit siegender Kritik die lähmenden Fesseln der französischen Theorieen und gab dem thatendurstigen Drange, dem die Gegenwart jede andere Bahn verschloß, die Richtung auf das Drama.

Es eröffnete sich jetzt dem dichterischen Genius eine neue, unbegrenzte Welt, von der, wie man bekennen mußte, die deutsche Poesie bis dahin wenig mehr als die Küsten umfahren hatte. Wo war ein Dichter, der die Bühne mit den titanenhaften Gestalten Shakspeare's belebt hätte, mit denen sich jetzt die Phantasie des jüngeren Dichtergeschlechts erfüllte? Wo war ein Dichter, der den Genius griechischer Kunst, wie ihn Winckelmann's Begeisterung als höchstes Ideal der Schönheit lebendig vor die Seele stellte, in seinen Dichtungen wieder hervorgezaubert hätte? Noch waren wir diesen Höhen fern geblieben. Die Jugend jedoch, welche sich der werdenden Literatur bemächtigte, war darin einig, daß der Weg dahin nicht durch die Regeln

und Satzungen der Kunsttheorieen gefunden werde, sondern daß zum Höchsten nur das „Genie" gelange und dies seinen Ausgangspunct lediglich von der Natur zu nehmen habe.

In jenem Zeitalter sittlicher Verdorbenheit und Verschrobenheit, das die Ahnung des herannahenden Zerbrechens der morschen, haltlos gewordenen Formen nicht los wird, hat der Ruf nach Natur und Wahrheit eine tiefe Bedeutung. Auf dieses Ziel sind die Ideen Rousseau's gerichtet, welche er mit der Fülle einer glänzenden Beredsamkeit umkleidete. Seine Schriften hatten den edelsten Theil der gebildeten Welt auf ihrer Seite. Die Erziehungslehre seines Emile war ein Angriff auf die Naturwidrigkeit unserer modernen Culturzustände. Alle Erziehungs- und Unterrichtstheorieen, die an ihn anknüpften, verkündeten das Evangelium der Natur und der Freiheit individueller Entwickelung. Sie trafen mit der rationalistischen Aufklärung zusammen in dem Drange, die Schranken des Herkommens zu durchbrechen und die allgemeine Volksbildung von den beengenden Formen des gelehrten Dogmatismus zu befreien.

Das Streben nach Reform greift gleichmäßig in das Gebiet der Poesie wie der Wissenschaft ein; allein in seiner höheren Richtung unterscheidet es sich wesentlich von dem demonstrativen Mechanismus der einseitigen Verstandesaufklärung. Gerade im Gegensatz gegen diesen macht sich das Princip der genialen Subjectivität, der geistigen Unmittelbarkeit geltend. In dieser Hinsicht haben wir auf Hamann zurückzugehen; denn an ihn wie andrerseits an Lessing knüpft die literarische Thätigkeit Herder's an.

Hamann, welcher, fern von den Kreisen der Fachgelehrten, in ärmlichen Verhältnissen die Mühen des Lebens Hamann.

trug, fand für sein inneres Bedürfniß, das ihm unter schweren Seelenkämpfen zu lebendigem Bewußtsein gekommen war, bei der Schulgelehrsamkeit keine Befriedigung. Seine Sehnsucht wandte sich zu der Einfalt der Bibel, zu den kindlichen Urzuständen der Menschheit, zu der Heilslehre des Evangeliums. Die populäre Aufklärungsphilosophie fand an ihm einen energischen Gegner, wie nachmals die kritische Philosophie Kant's. Er bekämpfte die auf die Anhäufung des Stoffs gerichtete systemsüchtige Gelehrsamkeit; was der Verstand trennt, soll die geniale Anschauung vereinigen. Mit glücklicher Divination dringt er in das weite Gebiet des Wissens und erhellt manchmal mit Lichtblicken die Pfade des Forschers; dann hüllt er sich wieder in mystisches Dunkel und greift, unruhig hin- und herspringend, zu geheimnißvoller Prophetensprache, „der Magus aus Norden." Lange blieben daher seine in eine seltsame Sprache eingekleideten Aphorismen unverstanden und unbeachtet. Erst durch Herder erhielten sie ihre Deutung für die jüngere Mitwelt.

Herder. Herder, der seinen Geist an Hamann's Ideen genährt hatte, führte sie mit dem Ungestüm jugendlicher Begeisterung und Beredsamkeit in die Welt ein. Im Sinne Hamann's verfolgte sein geistiges Streben das ideale Ziel, Philosophie und Religion, Geschichte und Poesie in einen einzigen Brennpunct zu vereinigen. Alle Kräfte und Richtungen des menschlichen Geistes, alle Culturentwickelungen der verschiedenen Zeiten und Völker mußten ihm dazu dienen, die „Humanität" als das Ziel menschlicher Cultur darzustellen. Die Poesie war ihm nach Hamann's Ausdrucke „die Muttersprache des menschlichen Geschlechts." Ihre Töne schienen ihm am meisten aus dem Kindesalter der Menschheit, aus den einfachen Liedern unverdorbener Völker

entgegenzuklingen. Sein erster stürmischer Eifer erhob sich daher gegen das Formenwesen der Kunstpoesie; er drang auf Natur und Einfachheit. Homer, Ossian, Shakspeare wurden als die höchsten Vorbilder hingestellt, welche, vom Regelnzwange unbeirrt, Alles ihrer genialen Natur zu verdanken gehabt hätten. Hier war es die Hinweisung auf die Volkslieder, welche das echte Lied und die Ballade bei uns einführten, dort die Lobpreisung Shakspeare's, welche Lessing's kritisches Urtheil im Sinne der Verehrer der Volksdichtung verstärkte.

Goethe's erste Dichtungen, eine Erfüllung der Herder'schen Doctrin, wirkten mit gewaltiger Kraft durch ganz Deutschland. Durch den Götz von Berlichingen lernte man Shakspeare's Dramen verstehen; nach wenig Jahren ging der große Brite über die deutsche Bühne, seit Schröder in Hamburg mit der Aufführung des Hamlet Bahn gebrochen hatte. Goethe.

Den Zeitraum von Lessing's Dramaturgie und Herder's Fragmenten über die neuere deutsche Literatur bis zu Schiller's Räubern, also ungefähr die siebziger Jahre des Jahrhunderts, hat man (nach einem Lustspiele Klinger's) die Sturm- und Drangperiode genannt. Kräftige Erregung des Gemüths und titanischer Uebermuth steht im Bunde mit weichherziger Sentimentalität. Wie man sich kühn über die Welt erhob, über die Anforderungen der Wirklichkeit sich hinwegsetzte und die Verhältnisse durch die geniale Persönlichkeit sich zu unterwerfen unternahm, eben so wehmüthig war die Resignation und der Schmerz der unbefriedigten Sehnsucht. Im Hamlet, der unter der Last einer Aufgabe, die er nicht zu erfüllen vermag, in schwermüthig-grübelnder Selbstanklage verzagt, bespiegelte sich „die thatenlose, aber thatendurstige Jugend" am liebsten; „Sturm und Drang."

es ist, als ob plötzlich ein gleicher Pulsschlag das Blut der dichtenden Jugend bewege. Die Dichtervereine erneuern sich, wie ein Menschenalter vorher, aber mit lebendigerem und tieferem Geiste. Goethe und seine rheinländischen Genossen, sowie den Göttinger Dichterbund, alle verknüpft unter einander ein gleiches Streben, eine gleiche Hoffnung, ein gemeinsames Band, das im Süden bis zu Lavater in Zürich, im Norden bis zu Claudius in Wandsbeck und Gerstenberg in Kopenhagen hinreicht und sich hier auch mit Klopstock berührt.

Claudius. Matthias Claudius trat in seiner Volksschrift der Wandsbecker Bote für die kindliche Unmittelbarkeit des Gefühls, für die Einfalt des evangelischen Glaubens, für schlichte Volkspoesie in die Schranken. Einige seiner frischen Lieder, die noch im Munde des Volkes fortleben, waren ein Beleg für Herder's Theorie. Klopstock gesellte sich mehr als Barde, denn als Messiasdichter, zu dem jüngeren Kreise, der ihm als dem nationalsten Dichter seine Huldigungen darbrachte.

Gerstenberg. Gerstenberg schloß sich in seinen „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766. 67., auch die Schleswigschen Literaturbriefe genannt) an die Lobpreiser der Bardenpoesie und der Shakspearischen Dramen an und war in seinem Trauerspiele Ugolino (1768) einer der Ersten, welche den Sturmschritt der leidenschaftlichen Gemüthserregung zu dramatischen Effecten verarbeiteten. In seine und Herder's ästhetische Glaubensartikel stimmten die Frankfurter gelehrten Anzeigen ein, an denen Herder persönlich Antheil nahm und auch Goethe ein eifriger Mitarbeiter war.

Lavater. Lavater, der Magus des Südens, verschmolz das Prophetenthum des religiösen Gefühls mit dem Cultus des

Genius und förderte insbesondere durch seine Physiognomik, die in den geringfügigsten Aeußerlichkeiten des Menschen seine geistige Bestimmung zu erfassen vermeinte, die eitle Selbstbespiegelung der Individualität und das Selbstbewußtsein der Genialität. In all dieser gewaltsamen Anspannung, so sehr sie auch manchmal zur Uebertreibung wird, birgt sich doch so viel gesunde und frische Kraft, ein so wesentlicher Fortschritt in tieferer Auffassung menschlicher Seelenzustände und in freier poetischer Entwickelung, daß die bis dahin in der Kritik tonangebenden Leipziger und Berliner Literaturkreise mehr und mehr zurückblieben, und Schriften, wie Nicolai's allgemeine deutsche Bibliothek und Sulzer's allgemeine Theorie der schönen Künste, nur noch als Zeugnisse von der Flachheit einer glücklich überwundenen Literaturperiode gelten konnten.

Die wissenschaftliche Richtung der Universität Göttingen ließ keineswegs erwarten, daß von dort etwas Bedeutendes für deutsche Dichtung geschehen werde. Haller und nach ihm Kästner, die einzigen Dichternamen Göttingens, hatten mit dem Betreten des Lehrstuhls auf der Göttinger Universität der Poesie fast ganz entsagt. Mittelbar regte indeß Christian Gottlob Heyne als geschmackvoller Ausleger der Poesie und Kunst des Alterthums den Sinn für das Schöne an und versöhnte in weit höherem Grade, als Ernesti in Leipzig, die Philologie mit der modernen Literatur. Es war von bedeutenden Folgen, daß sich gerade hier mitten unter einer strebsamen Jugend ein literarischer Mittelpunct bildete, um den sich poetische Talente sammeln konnten. Göttinger Dichterbund.

In Kästner's und Heyne's Bekanntschaft treffen wir gegen 1770 Heinrich Christian Boie, einen Holsteiner, der einige Engländer als Hofmeister auf die Universität

Göttingen begleitet hatte und nicht sowohl den strengen Wissenschaften als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete. Er war mit Gotter, der damals in Göttingen studirte und sich bereits mit poetischen Versuchen einen Namen gemacht hatte, befreundet. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es kurz zuvor in Frankreich mit Beifall aufgenommen war, der Herausgabe eines Musenalmanachs, der zum erstenmal „für das Jahr 1770" an die Oeffentlichkeit trat. Es mußte Boie, dem nach Gotter's Abreise die Besorgung des Almanachs allein zufiel, daran liegen, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern und jüngere Dichter zu sich heranzuziehen, so wie es natürlich war, daß, was Göttingen an poetischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte und sich an ihn anschloß. Bürger, der aus Klotz' Schule von Halle herüberkam, fand an ihm eine Stütze und einen Freund. Zu ihnen gesellten sich Hölty und Miller von Ulm, deren erste lyrische Versuche durch den Musenalmanach ins Publicum eingeführt wurden. Als um Ostern 1772 Johann Heinrich Voß mit den Dichtern des Musenalmanachs in Verbindung trat, bildete sich ein innigerer Freundschaftsbund, in welchem zugleich eine sittlich-nationale Tendenz sich geltend machte, die durch den Beitritt der beiden Grafen Stolberg (im Herbste 1772) und Cramer's, eines Sohnes des in der Leipziger Dichtergenossenschaft bekannten Theologen, sich noch entschiedener zu einer enthusiastischen Freundschaftsbegeisterung und Freiheitsschwärmerei gestaltete („Hainbund"). Wöchentliche Zusammenkünfte unter Boie's Vorsitz belebten die poetische Production und übten die gegenseitige Kritik des Geleisteten. Klopstock, mit dem mehrere Bundesglieder in persönlicher Verbindung standen, genoß als Altmeister der deutschen

Poesie, als Vertreter ihrer sittlichen Erhabenheit und nationalen Würde die höchste Verehrung. Sein Geburtstag ward 1773 ein Bundesfest, das wegen des über Wieland verhängten Autodafé die Aufmerksamkeit des gesammten literarischen Deutschlands erregte, und sein Besuch in Göttingen im Herbst 1774 schien dem Bunde die höchste Zukunftsweihe gegeben zu haben; er sah in den ihm huldigenden Jünglingen eine neue Stütze seiner Stellung in der Literatur und gedachte ihrer mit prophetisch anerkennenden Worten in seiner Gelehrtenrepublik. Der Bund vergaß im Rausche der Begeisterung, wie bald er sich auflösen müsse. Die einzelnen Mitglieder gingen nach ihren akademischen Jahren getrennte Bahnen, doch nicht ohne mannigfache Nachwirkung der Begeisterung, die sie in jenen schönen Jugendtagen vereinigt hatte.

Die Grundstimmung der von ihrem Freundschaftsbunde ausgehenden poetischen Anregung war lyrisch-idyllisch. Diesem Gebiete der Poesie gehören die schönsten Blüthen an, die ihrem Talente gewährt waren. Auf Natur und Wahrheit war ihr Sinn und Streben gerichtet; sie wollten Volksdichter im edelsten Wortverstande sein. Bürger ergriff mit Glück die volksmäßige Ballade, die seinen Dichterruhm gründete; Hölty und Miller das elegische Lied; Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg bildeten das homerische Epos nach. Voß dichtete in ähnlichen Formen seine Idyllen, welche die Einfachheit des Landlebens und der norddeutschen Bauernsitte in sorgfältig gezeichneten Genrebildern darstellte. Stolberg's weiche Gemüthsstimmung neigte sich zur Romanze. An das Drama wagte sich nur Leisewitz (die späteren Versuche der Brüder Stolberg können hier kaum in Betracht kommen): sein Julius von Tarent (1776) ist unmittelbar aus Lessinug's Schule

hervorgegangen und konnte beim ersten Erscheinen von Lessing für eine Arbeit Goethe's gehalten werden. Die kühnere Form, welche in Goethe's Götz ihr Vorbild erhalten hatte, gehört jedoch mehr dem südlichen Deutschland an.

Dramatische Dichtung. An den jugendlichen Ungestüm, der in Goethe's dichterischen Entwürfen und dadurch in dem um ihn versammelten Straßburger Kreise sich über die Beschränkung der Regel erhob, entzündete sich das dramatische Talent des Lenz. Liefländers Lenz; seine Schauspiele legen jedoch die ganze Zerfahrenheit und Formlosigkeit jener gemachten Genialität dar, welche sich in ihren Excentricitäten auf Shakspeare glaubte berufen zu können. Friedrich Maximilian Klinger. Klinger, Goethe's Landsmann, steigerte die Contraste des Guten und Bösen durch die sittliche Energie, welche an Rousseau's Schriften sich genährt hatte und zu misanthropischer Härte hinneigte. Indem er die Schilderung der Leidenschaft und des Verbrechens bis zum Unnatürlichen steigerte und darin die höchste Kraft des dramatischen Effects suchte, wurden seine Dramen zu Caricaturen des Lebens, deren Nachwirkung uns noch in den ersten dramatischen Werken Schiller's begegnet. Die Tragödien des Malers Maler Müller. Friedrich Müller tragen einen ähnlichen kraftgenialischen Charakter, Faust, Genoveva, Niobe, Dichtungen voll einzelner ergreifenden Scenen tragischer Leidenschaft, ohne daß das Ganze sich dramatisch abrundet.

Ritterschauspiele u. Familiengemälde. Im Allgemeinen hielt sich das Drama in den durch Götz und Emilia Galotti eingeleiteten Richtungen. Auf jener Seite stehen die Ritterstücke, in denen es mehr auf die polternde Rohheit der Zeiten des Faustrechts und die Schauer der Vehmgerichte abgesehen war, als auf die Romantik des ritterlichen Gemüthslebens. Schiller's „Räuber" fügten den Ritterschauspielen noch die Räuberstücke

hinzu. Die Dramen, welche aus Lessing's bürgerlichen Trauerspielen hervorwuchsen, wurden zu grellen Gemälden des Jammers im Kreise des Bürgerlebens; in ihnen ist der gemeinsame Grundzug, daß Verdorbenheit und Herzlosigkeit in den höheren Ständen, Unschuld und Wärme des Gefühls in der Beschränktheit der niedern Stände heimisch sind. Auf dieser Bahn gelangte man zu den sentimentalen Familiengemälden, welche mehr durch häuslichen Jammer und Noth, als durch tragische Conflicte die Rührung hervorzurufen suchten. Indem die Tugend durch Verleumdung, Neid und sonstige Bedrängnisse erst in Leiden geräth und zuletzt zu Sieg und Triumph gelangt, ist dem dramatischen Gange der Handlung eine fast stereotype Form vorgezeichnet.

„Der deutsche Hausvater" vom Freiherrn von Gemmingen und Großmann's „Nicht mehr als sechs Schüsseln," beide im Jahre 1780 erschienen, als die Wogen der Sturm- und Drangperiode sich bereits zu legen anfingen, erlangten in diesem Genre einen Beifall, der deutlich genug zeigte, von welcher Seite dem rührsamen deutschen Publicum am leichtesten beizukommen war. Schröder, der den Shakspeare bei uns bühnengerecht machte, nicht ohne in seinen Verarbeitungen der Sentimentalität deutscher Zuhörer Rechnung zu tragen, verräth in seinen eigenen dramatischeu Arbeiten wenig von der Schule des großen Briten, sondern gab in seinem vielbeweinten „Vetter aus Lissabon" gleichfalls eines jener rührenden Familiengemälde, mit denen nach 1784 Iffland und Kotzebue bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein die Bühne beherrschten. Schröder. Iffland. Kotzebue.

In manchen idyllischen Genrebildern deutschen Familienlebens zeigt Iffland, dem überdies als Meister der Schau-

spielkunst die Kenntniß des Bühnenmäßigen sehr zu Statten kam, ein vorzügliches Talent, so daß einige seiner Stücke, namentlich die Jäger und die Hagestolzen, sich in dem Beifall des Publicums festgesetzt haben. Da ihm als Dichter wie als Darsteller bei aller Anerkennung, die seinem scharfdurchdachten Spiel zu Theil ward, die wahre Genialität, der freie poetische Schwung, der Sinn für heroische Erhabenheit abging, so sinkt er in den meisten seiner Stücke zu der Prosa des alltäglichen Lebens, zu der breiten Dialogisirung seiner geringfügigen Interessen und kleinlichen Ränke herab, die sich in stets gleicher Form bis zu den Umarmungen der siegenden Tugend fortspinnen.

Mit noch größerer Gewandtheit, mit einer unbestreitbaren Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Talents wußte sich August von Kotzebue der Menge zu bemächtigen. Er spielte alle Tonarten durch, bei denen er auf den Beifall derselben rechnen konnte. Auf die höheren Anforderungen der Poesie verzichtend, zog er alles das zu seinen dramatischen Schilderungen heran, was, sei es durch Lachen oder durch Rührung, unterhalten und locken konnte. In dem Lustspiel und der Posse, in denen er sich am geschicktesten bewegte, hatte er wenig Nebenbuhler; denn meistens hatten wir uns noch mit Uebersetzungen und Nachbildungen ausländischer Stücke zu begnügen. Der Mangel einer sittlichen Weltansicht, einer tieferen Auffassung des Lebens liegt am allermeisten in seinen ernsten Schauspielen zu Tage, in denen das Gefühl für Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Hohes und Gemeines durch weichliche Rührung abgestumpft wird, so daß Unzucht aus Naivetät, Lüge aus Edelmuth, Verbrechen aus kindlicher Liebe, und dergleichen Unsittlichkeiten des sogenannten guten Herzens bei ihm keine Seltenheiten sind.

Während der Iffland-Kotzebueschen Bühnenherrschaft Goethe. Schiller. fanden Goethe's Dramen, nachdem Götz und Clavigo über die Bühne gegangen waren, nur einen kleinen Kreis von Verehrern, obschon Iphigenie, Torquato Tasso, Egmont, die unsterblichen Meisterwerke, einer höheren Stufe seines dichterischen Genius angehören; allein diese war aus der ruhigen inneren Entwickelung seines Geistes hervorgegangen, nicht aus der lebendigen Einwirkung des nationalen Lebens. Schiller stand dagegen in der ersten Ausbildung seines dramatischen Talents mehr unter den Einflüssen des Zeitgeistes. Seine Jugendwerke brachten die dramatische Sturmperiode zum Abschluß, und im Don Carlos erhielt der abstracte Freiheitsdrang, der als Vorbote der französischen Umwälzung der politischen Formen Europa erfüllte, den beredtesten Ausdruck. Eine neue Aera begann für die deutsche Bühne, als Goethe 1791 die Leitung der weimarischen Bühne übernahm und Schiller sich mit ihm wenige Jahre später in dem Streben für classische Bühnenvorstellungen vereinigte. Aus der geistig und politisch in allen Schichten des Volks aufs tiefste erregten Zeit gingen die letzten großen dramatischen Schöpfungen Schiller's hervor. Mit Wallenstein betrat die historische Tragödie in ihrer Würde und Größe die deutsche Bühne, und jedes seiner schnell nach einander folgenden Dramen berührt das höchste Ziel dramatischer Poesie.

Fassen wir Anfang und Ende dieses Zeitraums zusammen, so leuchtet ein, daß der Gang unserer Literatur sich vornehmlich in der dramatischen Dichtung abzeichnet, daß sie von dieser Seite vornehmlich ihre populäre Wirksamkeit ausübt. Das Epos mit der unnatürlichen Maschinerie und der Rhetorik der Klopstockischen Kunstpoesie konnte Epische Dichtung. einem für volksmäßige Einfachheit und Wahrheit schwär-

menden Zeitalter nicht zusagen. Dagegen stieg man zu der klaren erquickenden Quelle des Homerischen Epos hinab, das man erst jetzt als echte Naturpoesie auffassen lernte. Bodmer, Bürger, Friedrich Stolberg beschäftigten sich mit der Uebertragung der Iliade; endlich beschenkte uns Voß mit der vortrefflichen Uebersetzung der Odyssee (1781), welche am reinsten den einfachen Erzählungston des griechischen Epos in unserer Sprache wiedergab. Später stellte er auch durch seine Uebersetzung der Ilias alle früheren Versuche in Schatten. Seine Idyllen und sein „ländliches Gedicht" Luise waren gemüthliche Genrebilder des deutschen Volks- und Familienlebens. Es ist der Stamm, auf dem als schönste Frucht Goethe's Hermann und Dorothea erwuchs, das Meisterwerk des modernen Epos. Wieland verschaffte durch seinen Oberon dem romantischen Epos neben diesem eine Stelle und führte uns zu den epischen Dichtungen der südlichen Völker. Nachdem die Ballade und Romanze durch Herder's Sammlung von Volksliedern wiedererweckt worden war, erfaßten Goethe und Bürger den volksmäßigen Ton, wodurch ihre derartigen Dichtungen ein Gemeingut des Volkes wurden. Herder fügte später, als seine Poesieen sich mehr zu didaktischer Betrachtung hinwendeten, die Legende hinzu, und an die Stelle der früher beliebten Fabelpoesie traten Parabeln und Paramythien. An der Scheide des Jahrhunderts nahmen Goethe und Schiller die Balladen- und Romanzendichtung nochmals wieder auf, und Herder's Bearbeitung der Romanzen vom Cid schloß auf die würdigste Weise seine poetische Thätigkeit.

Lyrische Dichtung. Eben so reich wie auf dem Gebiete der kleineren Erzählung ist in diesem Zeitraum die Ernte in der Lyrik. Ueber die Kunstformen der Klopstock-Ramler'schen Ode, die

vornehmlich noch von Voß als metrisches Kunstwerk geschätzt wird, siegt das Lied, dem Goethe die reinsten und zartesten Töne lieh und das von dem Göttinger Bunde mit besonderer Liebe in seinen volksmäßigen Formen gepflegt ward. In der stürmischen Periode neigt sich auch die Lyrik zu excentrischen und dithyrambischen Formen, wovon uns Schubart's Gedichte und die ersten lyrischen Poesieen Schiller's Zeugniß geben. Nachmals überwiegt die weiche Empfindsamkeit und Naturmalerei, welche die Gedichte von Matthisson, Salis und Tiedge eine Zeit lang besonders bei der Frauenwelt zu hohem Ansehen brachte, bis mit Schiller's Reflexionslyrik in der letzten Periode seiner poetischen Entwicklung und mit der von der romantischen Schule gegebenen Richtung auch die Lyrik einen tieferen Gehalt wiedergewann und von einigen der Romantiker zu der Einfachheit des Goethe'schen Liedes zurückgeführt wurde.

Der Roman ist in noch höherem Grade als das Drama das Spiegelbild des Zeitalters. Er nimmt weit mehr dessen flüchtige Launen und wechselnde Interessen in sich auf und wird dadurch ein Maßstab für die Cultur der mittleren Bildungsschichten der Nation, während wir bei andern Literaturgattungen unser Augenmerk mehr auf die Spitzen der ästhetischen Bildung richten. Der Roman, der von der Berechtigung der genialen Individualität seine Motive hernimmt, erschien mit Goethe's Werther in seinem höchsten leidenschaftlich-lyrischen Schwunge, welcher unter den Händen der zahlreichen Nachahmer, besonders in dem vielgelesenen „Siegwart" des Martin Miller in einen melancholisch-weinerlichen Ton selbstquälerischer Empfindsamkeit umschlug. Friedrich Heinrich Jacobi versetzte in „Allwills Briefsammlung" und „Woldemar" Roman.

das Pathos der Subjectivität auf das Gebiet der casuistischen Moralphilosophie. Wilhelm Heinse machte die Doctrin der freien Subjectivität zu einem Princip der fessellosen Sinnlichkeit und ging in üppigen Schilderungen der Genüsse des Schönen über Wieland hinaus; in „Ardinghello oder die glückseligen Inseln" erscheint noch am meisten die Gluth der Darstellung mit poetischem Talente im Bunde. Klinger hängt dagegen, wie schon oben bemerkt ward, einer düstern Weltansicht nach und gefällt sich darin, das Ideale und Reale in grellen Contrasten darzustellen. In diesem Sinne bearbeitete er auch die Volkssage vom Faust in dem Roman „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" (1794). Endlich faßte Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" die ästhetische und gesellschaftliche Bildung der letzten Friedensperiode zu einem Gesammtgemälde zusammen und gab durch die vollendete künstlerische Form ein Vorbild für den Roman der folgenden Periode.

Der komische Roman, der sich in seiner weiteren Entwickelung zum humoristischen Roman ausbildet, nimmt seinen Ausgangspunct von den englischen Romanen eines Fielding, Smollet und Sterne, welche durch Bode's Uebersetzungen in Deutschland eine weite Verbreitung erhielten, so wie von dem Don Quixote, dessen Einwirkung schon den ironischen Ton in Wieland's Romanen bestimmt hatte. Mehrere dieser Romane gewähren dadurch ein besonderes Interesse, daß ihre Satire und Komik ein bestimmtes Object im deutschen Volksleben treffen, Wieland's Abderiten die deutsche Spießbürgerlichkeit, Musäus' „Grandison der zweite" die Richardson'sche Sentimentalität und dessen „physiognomische Reisen" die Lavater'sche Physiognomik, Nicolai's „Magister Sebaldus Nothanker" die orthodoxe Theologie, Schummel's „Spitzbart" die

Uebertreibungen der Basedow'schen Pädagogik. Die komischen Romane des Johann Gottwerth Müller von Itzehoe (Siegfried von Lindenberg u. and.) und des Freiherrn von Knigge waren, obwohl sie nur in der niedern Region des behaglichen Spaßes verweilen, zu ihrer Zeit Lieblinge der Lesewelt, eben weil sie manche Lächerlichkeiten der damaligen Sitte zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Eine höhere humoristische Auffassung des Lebens, welche Scherz wie Empfindsamkeit mit freier Weltbildung verwebt, waltet in Moritz August von Thümmel's „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 ff.), wohl dem edelsten Erzeugniß der Wieland'schen Schule. Eine mehr philosophische Basis, an der bereits die Kantische Philosophie nicht ohne Antheil ist, haben die humoristischen Romane von Theodor Gottlieb von Hippel, „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." Nach ihm gelangte der humoristische Roman durch Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter), bei welchem die Einwirkung Hamann's und Herder's, Sterne's und Hippel's deutlich hervortritt, zu dem höchsten poetischen Gehalt und übte, in dem dieser mit der barocken Form versöhnte, auf die Besten der Nation eine gewaltige Wirkung aus.

Die nach bloßer Unterhaltung dürstende Menge hatte Ritter- und Räuberromane von Cramer, Spieß und Vulpius oder thränenreiche Familiengemälde von Kotzebue und August Lafontaine, Seitenstücke zu den Schauspielen, welche sich gleichzeitig den Beifall des schaulustigen und rührungsbegierigen Theaterpublicums erwarben. Die naive volksmäßige Erzählung drang in Märchen und Kindergeschichten nur mit Mühe durch und schwächte ihre Wirkung bald durch die das Wunderbare vernichtende Ironie, bald durch die sich vordrän-

gende triviale Moral. Musäus' Volksmärchen sind, wenn gleich von diesen Mängeln nicht ganz frei, dennoch eine der trefflichsten Leistungen im Gebiete der Erzählung.

Philosophie. Nachdem wir in obigen Darstellungen die Umgestaltung der poetischen Literatur bis zu Goethe's größten Leistungen im Drama, Epos und Roman sowie Schiller's letzten großen dramatischen Schöpfungen verfolgt haben, so verdient zugleich die Regeneration deutscher Wissenschaft, die fast zu einer Revolution auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ward, noch eine kurze Erörterung. Denn der Höhestand der Nationalliteratur am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts besteht wesentlich in der Durchdringung, der Ineinsbildung von Poesie und Wissenschaft. Nur ist dies nicht so aufzufassen, daß eins im Dienste des Andern steht, sondern es finden die höchsten Tendenzen und Standpuncte des menschlichen Geistes in beiden ein Organ und eine gemeinsame Vertretung.

Gegen die empirische Philosophie, welche in letzter Instanz auf den „gesunden Menschenverstand" zurückging und die „Aufklärung" sich zum Ziel setzte, hatte sich in tieferen Gemüthern, wie bereits angedeutet worden ist, eine Opposition gebildet; sie trat nicht in logischer Consequenz als philosophische Wissenschaft hervor, weßhalb die Lehrstühle der Universitäten wenig oder gar nicht davon berührt wurden, sondern war mehr ein Ausfluß der genialen Subjectivität, welche die höchsten Probleme des Geistes in den Kreis ihres Denkens zog und, unbekümmert um den logischen Mechanismus des Schulsystems, nach Befriedigung des innern Wahrheitsdranges strebte. Es war nicht Hamann allein, der für „das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden," sich durch „den Geschmack an den Kräften einer

bessern Nachwelt" tröstete; auch Lessing ging einsame Pfade des Denkens, nicht einmal von seinen nächsten Freunden ganz verstanden, und ward nachmals des Spinozismus mit eben so viel Recht oder Unrecht beschuldigt, als man ihn bei seinen Lebzeiten in die Reihe der Berliner Aufklärungsphilosophen gestellt hatte. Gerade Spinoza's Idealphilosophie war es, welche manchen Denker, der von der Oberflächlichkeit der Popularphilosophie oder von dem Formelwesen des demonstrativen Systems sich abwandte, in den tieferen Schacht der Gedankenwelt einführte. Auf Goethe's Denkrichtung hat Spinoza einen nachhaltigen Einfluß gewonnen; Herder und Friedrich Heinrich Jacobi, die Philosophen des Gefühls und der genialen Subjectivität, tragen die Spuren seiner Einwirkung.

Einen gewaltigen Umschwung der Philosophie rief seit 1781 Immanuel Kant durch die Kritik der reinen Vernunft hervor. Der feste Bau systematischer Untersuchungen über die Grenzen der philosophischen Erkenntniß trat dem Schwanken des Eklekticismus und der Gefühlsphilosophie imponirend gegenüber, sowie zugleich der leichtfertige Skepticismus durch die Begründung des philosophischen Wissens innerhalb der gezogenen Schranken zurückgewiesen ward. Nachdem Reinhold in Jena durch seine erläuternden „Briefe über die Kantische Philosophie" das Eindringen in das schwer zugängliche Werk erleichtert hatte, und Kant selbst durch die „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) und die „Kritik der Urtheilskraft" (1790) auf dem ethischen und ästhetischen Gebiete zu allgemeinem Verständniß durchdrang, erfolgte eine so weitgreifende Bewegung und Umgestaltung der Philosophie, daß kaum irgend eine Wissenschaft sich ihrem Einflusse entziehen konnte. Man verarbeitete die Resultate der kritischen

Philosophie in systematischen Lehrbüchern; neue Systeme bauten sich nach einander auf, und es eröffnete sich eine der glänzendsten Epochen wissenschaftlicher Bestrebungen. Die, wie Glieder einer Kette, sich an einander anschließenden Systeme von Fichte, Schelling und Hegel bezeugen die rastlose Thätigkeit des deutschen Geistes, um bis zu den letzten Gründen menschlichen Wissens zu dringen. Schiller gelangte durch das Studium der Kantischen und Fichte'schen Philosophie zu der tieferen Durchbildung seines Geistes, welche sich in seinen letzten dichterischen Meisterwerken offenbart, und seine Abhandlungen über die Begriffe und Formen des Schönen begründeten die Aesthetik der neueren Zeit. Goethe's spätere Epoche, selbst seine Naturforschung, steht mit der philosophischen Bewegung in inniger Verbindung. Jean Paul und die Dichter der romantischen Schule stehen mitten in derselben und verschmelzen die poetische Weltanschauung mit der philosophischen Richtung ihres Zeitalters; die Philosophie ist das Princip unserer Literatur im Beginn des neuen Jahrhunderts.

Naturwissenschaften. Allmählich machten sich auch die Naturwissenschaften von der Einseitigkeit der bloßen Empirie los und gewannen eine rationale Behandlung. Einer der Ersten, welche sich eine geistvollere Auffassung der Natur und eine geschmackvolle Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungen zur Aufgabe machten, war der edle Georg Forster. Mit jugendlicher Frische des Geistes hatte er die Herrlichkeit des Oceans und die Wunder ferner Welttheile in sich aufgenommen, als er, in Gesellschaft seines Vaters, Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise begleitete. Mit der Schilderung dieser Reise führte er sich in die Schriftstellerwelt ein. Glückliche und ruhige Lebenstage waren ihm nicht

gewährt; sonst würde er als Forscher für die Wissenschaft noch Größeres geleistet haben. Es war gleichsam eine Vorbedeutung für die Zukunft, daß auf seiner letzten wissenschaftlichen Reise nach den Niederlanden und England im Jahre 1790 der damals zwanzigjährige Alexander von Humboldt sein Begleiter war, der bald auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog und am Schlusse des Jahrhunderts die Reise in die westlichen Tropenländer antrat, welche der Naturforschung eine unermeßliche Bereicherung verschaffte. Forster ward bald nach jener von ihm trefflich geschilderten Reise in den Strudel der politischen Aufregung hineingezogen, in der er vergebens die Freiheit suchte, welche die Welt, die seinem großen Geiste zu eng war, ihm nicht gewährt hatte. Auch Goethe schließt sich der neuen Richtung der Naturforschung an. Die Gesetze der Natur lehrten ihn seine Dichterwelt verstehen, so wie er mit der Genialität poetischer Divination in ihre Geheimnisse drang und der Lösung ihrer schwierigsten Probleme einen Theil seines Lebens widmete.

Auch die Geschichtsforschung und historische Darstellung ward von dem vorwärtsstrebenden Geiste des Zeitalters ergriffen. Seit lange hatte es Deutschland an gründlichen Historikern nicht gemangelt; aber wenige verstanden aus dem massenhaften Material und den mikrologischen Untersuchungen sich zu einer klaren Einsicht in den Entwicklungsgang der Begebenheiten und zu einer selbstständigen politischen Weltansicht zu erheben. Die Behandlung der Weltgeschichte, wie sie von der Göttinger historischen Schule, namentlich von Gatterer und Schlözer, begründet ward, blieb trotz mancher Verdienste bei dem Fachwerk der historischen Ereignisse stehen. Zu einer all- Geschichtschreibung.

gemeinen Geschichte gelangte man, als nach dem Vorgange des Schweizers Iselin die Geschichte der Menschheit theils aus historischem, theils aus philosophischem Material, nicht ohne vielfache Willkür, construirt ward und endlich Herder's Ideen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784) die Culturgeschichte des Alterthums und eines Theils des Mittelalters in großartigen Umrissen darlegten. Justus Möser's Osnabrückische Geschichte behandelte zum erstenmal die Specialgeschichte einer kleinen deutschen Landschaft vom Standpuncte volksthümlicher Entwickelung und zeigte dadurch, daß unsere vaterländische Geschichte noch einen andern Inhalt habe, als die Reichsbegebenheiten und die dem Einsturz nahende deutsche Reichsverfassung. In der Schweizergeschichte Johannes von Müller's erschien sorgfältige Forschung und eine nach dem Muster antiker Historiographie gebildete historische Kunst in einem Verein, wie er bis dahin in der deutschen Literatur noch nicht vorhanden gewesen war. Die Begeisterung, welche er für Geschichte erweckt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden; selbst der poetischen Literatur hat sie die Spuren ihres Einflusses aufgedrückt. Die Geschichte verläßt endlich die einsame Höhe der gelehrten Fachstudien; sie beginnt die gesammte Nationalbildung zu durchdringen und zu kräftigen. Man lernt Geschichte für die Gebildeten im Volke schreiben. Schiller erwarb sich auch auf diesem Felde durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein Verdienst. Die der französischen Revolution folgende Umgestaltung Europa's ward auch für die Geschichtschreibung eine neue Epoche, die sich schon in Spittler's Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (1793) ankündigt.

Von der Göttinger historischen Schule ward bis auf die französische Revolution die politische Publicistik vorzugsweise vertreten und erwarb sich unter Schlözer's Händen, der seit 1775 den „Briefwechsel" und seit 1782 die „Staatsanzeigen" herausgab, den Ruf der Freimüthigkeit, welche von der Censurfreiheit der Göttinger Gelehrten begünstigt ward. Von derselben Universität gingen auch die ersten gediegenen historischen Zeitschriften aus, das Göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur von Lichtenberg und Forster (1780 ff.) und das Göttingische historische Magazin von Spittler und Meiners (1787ff.). Als die französischen Freiheitsideen zu zünden begannen, zog sich die Göttinger Gelehrtenwelt von dem politischen Felde nach und nach zurück. Dagegen erweiterte sich nach andern Seiten hin mehr und mehr der Kreis politischer Schriften und bildete, da auch das Zeitungswesen eine andere Gestalt erhielt, einen besonderen Zweig der Literatur, der mit dem Umschwung der Staatsverhältnisse und mit der Größe der Weltereignisse mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewann.

Publicistik und Politik.

Der Theologie haben wir bis dahin kaum gedacht, weil sie den bestimmenden Einfluß auf die Literatur, den sie noch im vorhergehenden Abschnitte gewissermaßen bewahrt hatte, verliert und fast widerwillig in die Gesammtrichtung der Literatur hineingezogen wird. Seit Goeze im Kampfe mit Lessing unterlegen war, wagte die Orthodoxie nicht mehr mit rigoristischen Verdammungsurtheilen sich der Literaturbewegung entgegenzustellen. Auch die katholische Geistlichkeit entschloß sich zu einer milderen Praxis, als der Jesuitenorden aufgehoben ward und Josephs II. Reformen die Macht der Geistlichkeit schmälerten. Der Bibelglaube und die Lehrgebäude der Dogmatik waren im Tiefsten

Theologie.

erschüttert. Der Rationalismus des gesunden Menschenverstandes bot, wie schon Lessing trotz seiner Angriffe auf die Orthodoxie mit energischer Schärfe hervorgehoben hatte, einen schlechten Ersatz, da es ihm an aller Wissenschaftlichkeit mangelte. Erst durch die an Kant's Kritik sich anschließende philosophische Richtung erhielt der Rationalismus eine festere Grundlage und eine wissenschaftliche Gestalt, während zugleich die historische Theologie durch die biblische Philologie und durch kirchengeschichtliche Untersuchungen an Gründlichkeit gewann.

Geistliche Beredsamkeit. Die geistliche Beredsamkeit verschließt sich nicht mehr der ästhetischen Fortbildung der deutschen Prosaliteratur. Indem sie sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Moral und Humanität in der Weise populärer Abhandlungen verbreitet und daher den popularphilosophischen Schriften verwandt ist, giebt sie eine Reihe von Musterstücken geschmackvoller Lehrprosa. Diese Gattung der geistlichen Rede erreichte ihre höchste Ausbildung in Reinhard's Predigten (seit 1786), dessen Vorbild auf lange Zeit den Charakter der deutschen Kanzelberedsamkeit bestimmt hat.

Somit giebt auch dieser Zweig der Literatur den Beweis, daß am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die classische Form der Prosa mit der Classicität der Poesie Hand in Hand geht. Die Harmonie des geistigen Lebens, welche aus den Schöpfungen der großen Genien, die an dem Lichte jener Zeit herangereift waren, wie der Hauch eines höheren Daseins uns entgegenweht, hat auch der stilistischen Form eine Einheit, Rundung und Anmuth verliehen, welche dem spätern Geschlechte, ungeachtet der nach allen Seiten sich erweiternden wissenschaftlichen Forschung, nicht mehr erreichbar war.

Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Bürger.

Gottfried August Bürger wurde in der ersten Stunde des Jahres 1748 zu Wollmerswende (im Fürstenthum Halberstadt), wo sein Vater Johann Gottfried Bürger seit 1742 Prediger war, geboren. Kräftigen Körpers wuchs er auf unter der ländlichen Jugend. An geistige Ausbildung ward wenig gedacht; auch traute man dem Knaben nur geringe Fähigkeiten zu. Bis in sein zehntes Jahr hatte er nichts als Lesen und Schreiben gelernt. Das Gesangbuch war ihm lieb geworden; er prägte viele Kirchenlieder seinem Gedächtnisse ein und soll in diesem Alter schon einige Reimversuche gemacht haben. Der Vater, welcher sehr bequemer Natur war, entschloß sich nur mit Widerstreben, sich mit dem Unterricht seines einzigen Sohnes zu befassen. Er begann endlich die Elemente des Lateinischen mit ihm vorzunehmen. Da er indeß keine raschen Fortschritte wahrnahm, so gab er ihn zu einem in der Nähe lebenden Hauslehrer, wo der Knabe neben vorgerückteren Mitschülern sich mit seinem lateinischen Pensum ebenfalls ohne Erfolg abmühte. Der Vater schickte ihn daher 1760 auf die Stadtschule zu Aschersleben, wo der Großvater mütterlicher Seite, Jacob Philipp Bauer, als „Hofesherr" lebte.

Nicht lange hielt er hier aus. Muthwillig wie er war,

hatte er Spottverse auf den Haarbeutel eines Primaners gemacht und dadurch eine Aufregung unter den Schülern hervorgerufen, welche für ihn mit einer körperlichen Züchtigung endigte. Er ward deßhalb aus der Schule genommen und auf das Pädagogium zu Halle geschickt, wo er mit seinem nachmaligen Freunde Göckingk in Verbindung kam. Knabenstreiche und Versübungen waren ihm auch jetzt noch lieber, als regelmäßige Studien; doch faßte er leicht und machte den Schulcursus so rasch durch, daß er schon 1764 auf die Universität zu Halle übergehen konnte, auf der auch der Vater seine akademischen Jahre zugebracht hatte.

Der junge Bürger sollte dem Beispiele des Vaters folgen und sich der Theologie widmen; doch zog ihn am meisten die poetische Literatur des Alterthums an, für die ihn die schöngeistige Behandlungsweise des Professor Klotz gewann; mit ihm trat er in vertrauten Verkehr. Sein erster literarischer Versuch war eine (ungedruckte) Dissertation über Lucan's Pharsalia. Seine poetischen Uebungen waren hauptsächlich Nachbildungen antiker Gedichte. Uebrigens war in seinen gelehrten Beschäftigungen kein Plan. Die Zerstreuungen des Studentenlebens wurden seinen Sitten verderblich und ließen den Ernst der Studien nicht aufkommen. Aufgebracht über die nachtheiligen Berichte, rief der Großvater, der seit dem 1765 erfolgten Tode des Vaters sein Vormund war, ihn nach Hause zurück. Bald besänftigt, gab er, da von der theologischen Laufbahn seines Enkels nicht viel zu hoffen war, seine Zustimmung, daß er um Ostern 1768 zu Göttingen das Studium der Rechte ergreife.

Bei den damaligen geringen Anforderungen an die Juristen, die ohne die Bedrängniß eines Staatsexamens gar

leicht in eins der vielen Aemter und Aemtchen hineinschlüpften, durch dessen Geschäfte man sich mit einiger Gewandtheit und praktischen Routine hindurch half, war das Nothwendigste leicht erlernt, und für Lieblingsbeschäftigungen blieb ein freier Spielraum. Bürger ward daher mit den Pandekten bald fertig und verwandte die Zeit, welche ihm der zerstreuende Umgang, in den er bald wieder gerieth, übrig ließ, auf neuere Sprachen und schönwissenschaftliche Lectüre; sie gab seinem Talente doch so viel Anregung und Nahrung, daß es ihn auch sittlich nicht ganz sinken ließ.

Da er aufs neue Schulden gemacht hatte, zog sein Großvater die Hand von ihm ab; er war eine Zeitlang in einer Lage, „daß man ihn kennen und schätzen mußte, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen.“ Die ersten der uns erhaltenen Gedichte, noch der Gleim'schen Manier verwandt, fallen in diese Zeit, unter ihnen „die Nachtfeier der Venus,“ eine Bearbeitung des pervigilium Veneris, die als ein Meisterstück der Diction und rhythmischen Kunst bewundert ward, besonders als der Dichter sie nachmals mit wiederholter Feile zu einem Probestück seiner poetischen Fertigkeit verarbeitete und darin die Sprache auf Jahrhunderte zu fixiren vermeinte. Selbstständiger eröffnete er seine poetische Laufbahn mit dem Liede: „Herr Bacchus ist ein braver Mann“ (1770).

Boie, der auf Bürger's Dichtertalent aufmerksam geworden war, nahm sich des Verlassenen an und wurde, besonders nach Gotter's Abreise, sein Freund und Leiter. Unter den Einflüssen seiner Kritik, die vorzüglich auf Correctheit drang, bearbeitete Bürger „das Dörfchen“ (1771), in welchem er noch mit einem französischen Originale wetteiferte, und die ersten Gesänge der Ilias in reimlosen Jamben. Die ersten Proben derselben erschienen in Klotz'

Bibliothek. Jedoch zog Boie seinen Freund von dem Verhältniß zu Klotz zurück und wünschte nicht, daß er durch diesen in die literarische Welt eingeführt werde. Der sittliche Einfluß des edeldenkenden Mannes war so groß, daß er Gleim, der ebenfalls auf den vielversprechenden jungen Dichter aufmerksam geworden war, die Versicherung geben konnte, daß Bürger jetzt untadelhaft lebe und er ihn aus seiner schlimmen Lage zu reißen bemüht sei. Dazu bot sich ihm bald eine Gelegenheit. Durch seinen Einfluß bei den Grafen von Uslar verschaffte er seinem Schützling die Stelle eines Justizbeamten im Gerichte Altengleichen bei Göttingen. Obwohl dem Musenjünger ein Amt, das mit manchen prosaischen Geschäften verbunden war, nicht sehr einladend erschien, so mußte ihm doch die Möglichkeit, aus seiner drückenden Lage erlöst zu werden, höchst willkommen sein. Der Großvater war sehr erfreut, den fast Aufgegebenen zu Amt und Würden gelangen zu sehen. Er bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden und reiste, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst hin, um die erforderliche Cautionssumme zu erlegen und ihn bei seiner Einrichtung zu unterstützen.

Die Befürchtung, daß die Beamtenstelle Bürger's poetisches Talent unterdrücken würde, ging nicht in Erfüllung. Gerade in den nächstfolgenden Jahren ward es auf die ihm gemäße Bahn geführt und auf seine Höhe gehoben. Es war die Zeit, wo er dem Göttinger Dichterbunde durch seine geistige Richtung wie durch die Bande der Freundschaft angehörte. In Gelliehausen, wo er damals wohnte, erhielt er häufige Besuche von seinen Freunden und kam auch oft zu ihren Zusammenkünften nach Göttingen. Entzündet von Percy's relics of ancient english poetry, welche sein Handbuch wurden, und Herder's Abhandlung

von Volksliedern, fühlte er in sich die Kraft, in diesem Sinne ein Volksdichter zu werden. „Welche Wonne,“ schrieb er 1773 an Boie, „als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur, deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte.“ Der einige Jahre später von ihm verfaßte Aufsatz über Volkspoesie ist ein Nachhall der Herder'schen Begeisterung. „Durch Popularität, mein' ich,“ heißt es dort, „soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat, lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! .... Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände hoffen.“ Indem er der alten Volkslieder gedenkt, fügt er hinzu: „In dieser Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht.“ In diesen Worten liegt eine Hindeutung auf das Entstehen seiner Lenore, des Höchsten, was seiner Muse gewährt war. Er pflegte gern zu erzählen, wie er einstmals im Mondscheine ein Bauermädchen singen hörte:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Fein's Liebchen, graut dir nicht?“

Diese Worte machten solchen Eindruck auf ihn, daß er schnell einige Strophen seiner Lenore entwarf. Boie, dem er sie mittheilte, war so davon ergriffen, daß er „ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war.“ Die Ausarbeitung dieser Ballade, welche „Herder's Lehre einigermaßen entsprechen“ sollte, ihr erster Eintritt in die Welt

erscheint in Bürger's Briefwechsel als ein großes Ereigniß; es ist die Haupt- und Staatsaction in Bürger's Leben. Eine Reihe von Briefen an Boie führt uns in die Werkstatt des Dichters ein, in der er langsam und bedächtig, wie er pflegte, Strophe für Strophe schafft und jede einzelne Stelle mit der kritischen Wagschale prüft. Goethe's Götz begeisterte ihn während der Ausarbeitung so sehr, daß er für seine Ballade drei neue Strophen dadurch gewann. Die erste Vorlesung derselben im Göttinger Freundekreise ward gleichsam theatralisch in Scene gesetzt; demgemäß mußte auch die Wirkung sein. Als Bürger bei der Stelle „mit schwanker Gert' ein Schlag davor zersprengte Schloß und Riegel" mit seiner Reitpeitsche an die Thür des Zimmers schlug, sprang der jüngere Graf Stolberg, wie von unwillkürlichem Schauder ergriffen, vom Stuhl auf. Wir lächeln über solche Dinge, wie über so viele Sentimentalitäten jener Zeit. Doch wie viel ist uns bei unsrer Verständigkeit von jener Empfänglichkeit für echtpoetische Productionen abhanden gekommen! Bürger's Lenore wirkte, als sie im Musenalmanach abgedruckt war, durch ganz Deutschland. Als er bald nach ihrem Erscheinen eine Reise in seine Heimat machte, hatte er die Freude, in einer an sein Schlafzimmer stoßenden Bauernstube seine Dichtung vom Schulmeister unter dem Beifall der versammelten Zuhörer vorlesen zu hören, für ihn das beste Kennzeichen der Vortrefflichkeit.

Zu dem erhebenden Gefühl, ein Nationaldichter geworden und als solcher anerkannt zu sein, gesellte sich bald auch der Genuß einer angenehmen Häuslichkeit. Er verheirathete sich im September 1774 mit Dorette Leonhart, einer Tochter des benachbarten hannoverschen Beamten Leonhart zu Niedeck, mit dem er seit längerer Zeit, wo ihm

der Aufenthalt in Gelliehausen verleidet wurde, befreundet war. Er bezog mit seiner jungen Gattin ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus in dem zu seinem Gerichtssprengel gehörigen Dorfe Wöllmershausen. Wenn er in seiner nachmaligen „Selbstschilderung" die Worte gebraucht: „schon als ich vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite [Auguste], die damals noch ein Kind und kaum 14—15 Jahr alt war, im Herzen": so widerspricht dem die Natur der Sache sowie die ungeheuchelte warme Sprache seiner damaligen Briefe, die ihn als den glücklichsten Neuvermählten schildern. Er spricht gegen Gleim in den Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit von „dem Mädchen, das ihn zum ewigen Gefangenen gemacht habe." „Die Welt hat für mich . . . . .: nur zwei Theile, den, wo sie ist, und den, wo sie nicht ist." Dazu stimmt, wenn er ihm am 5. Juli 1775 seine erste Vaterfreude mit den Worten meldet: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenigen Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude."

Sein poetisches Talent war in frischer Thätigkeit. Er übersetzte den erotischen Roman Anthia und Abrokomas aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Der erste Druck ist sehr selten, da er vom Verfasser selbst vernichtet wurde, doch ist die Uebersetzung in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Auch setzte er die jambische Bearbeitung der Ilias fort und erließ deßhalb eine öffentliche Ankündigung. An dem weimarischen Musenhof erregte diese eine so lebhafte Theilnahme, daß man auf Goethe's Veranstaltung eine Summe von 65 Louis'dor zusammenbrachte, um sie Bürger als Geschenk zu übersenden,

wofern er sich entschließen werde, diese Arbeit zu vollenden. Die Worte des ihm öffentlich gemachten Anerbietens waren die schönste Anerkennung seines Talents. „Daß Bürger Dichter ist" — heißt es in dem durch den Deutschen Merkur veröffentlichten Aufsatze Goethe's — „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt, ... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung ..... Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren .... Denn es wird sich nicht so leicht wiederfinden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines Andern Werke fassen mag ...... Er fahre fort, mit Lieb' und Freude der Jugend ...... strebe nach der goldenen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Die für ihn bestimmte Summe erhielt er später als Geschenk, obwohl die darin ausgesprochene Bedingung nicht in Erfüllung ging. Bürger rückte mit seiner Arbeit nur langsam vor und ließ sie mit dem sechsten Gesange ganz fallen.

Erst mit dem Jahre 1776 trat die für den häuslichen Frieden und die Harmonie seines Innern so unheilvolle Wendung ein, daß die aufblühenden Reize seiner Schwägerin Auguste, welche er als Molly gefeiert hat, in seinem leicht entzündlichen Herzen eine Leidenschaft anfachten, die zu unterdrücken sein sittliches Gefühl zu schwach war. Die Elegie „als Molly sich losreißen wollte" fällt seiner Angabe nach in das Jahr 1776, obwohl ihre eigentliche Ausarbeitung unstreitig einer späteren Zeit angehört. Bürger gehörte zu denen, die, wie Werther, ihr Herz wie ein Kind halten. Genau so charakterisirt er sich selbst: „Da ich zu

wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben, so muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterstützenden Temperaments halten.“ Aus seiner unsittlichen Liebesneigung ward endlich jene Doppelehe, die er mit den schonenden Worten schildert: „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, ingeheim es wirklich zu sein.“ Bürger gesteht indeß nicht die volle Wahrheit; es war eine Theilung; er war der Gemahl zweier Frauen. Molly gebar ihm fern von Göttingen einen Knaben, der bei einer Schwester des Vaters erzogen ward.

In den nächsten Jahren traten noch manche andere Verdrießlichkeiten hinzu, die ihn sehr mißmuthig machten. In seiner Amtsverwaltung hatte er wenig Freude. Seine Vermögensverhältnisse waren durch mancherlei Unfälle zerrüttet, zum Theil auch durch die Schuld seiner Frau, die keine gute Wirthschafterin war. Die Hoffnung, nach dem Tode seines Schwiegervaters 1777 ihm in seinem Amte zu folgen, wurde aller Fürsprache ungeachtet nicht erfüllt. Freunde, die seinen Geist aufrichten und sein poetisches Talent hätten aufmuntern können, fehlten ihm jetzt. Göckingk jedoch hatte 1775 die alte Verbindung wieder erneut. Mit ihm verband er sich 1778 zur Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs und rechtfertigte sich gegen Voß, der sich als rechtmäßigen Eigenthümer des Boie'schen Musenalmanachs ansah, einfach durch die Hinweisung auf

die Pflicht, für sich und die Seinigen zu sorgen. Gleichzeitig erschien die erste Sammlung seiner Gedichte. Die Erzählungen „die Weiber von Weinsberg," „das Lied vom braven Manne," „die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg," eine Nachbildung der englischen in Percy's Sammlung befindlichen Ballade The child of Elle, hatten den Ruf des Dichters der Lenore noch mehr befestigt. In der etwas übermüthigen Vorrede rechtfertigt er sich wegen des Anlehnens an ausländische Originaldichtungen. „Man bilde sich nicht ein," heißt es unter Anderm, „als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile für Zeile verdolmetscht hätte. Oefters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich deutsch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus meinem Vermögen."

Im Jahre 1780 ließ er sich in eine unglückliche Speculation ein, indem er eine Pachtung zu Appenrode übernahm. Weder er noch seine Frau verstanden sich auf Landwirthschaft. Er setzte den größten Theil der von seinem Schwiegervater ihm zugefallenen Erbschaft dabei zu. Zu diesem Verdruß kam noch eine Anklage wegen Vernachlässigung seiner Amtsführung. Freilich war er nicht der ordentlichste Geschäftsmann, und einzelne Unregelmäßigkeiten ließen sich nicht ableugnen; allein gegen die ihm gemachten schweren Beschuldigungen der Vernachlässigung der Rechtspflege und der Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder konnte er sich mit dem Bewußtsein der Redlichkeit rechtfertigen. Er schloß seine Vertheidigungsschrift mit den Worten: „Wegen solcher zum Theil grundlosen, zum Theil auf eine lieblose Weise ins Ungeheuere

übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amtes für verlustig achten, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin geht, mich etwa bei meinem Amte oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan sein wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie [von Uslar] selber zu suchen."

Kurz zuvor, ehe dies zur Ausführung kam, starb zu Gelliehausen, wo Bürger sich den Sommer 1784 aufhielt, seine erste Frau am 30. Juli an der Schwindsucht. „Mehrere Monate," schreibt er, „sah ich sie täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen." Er klagte sich nicht an, ihren frühen Tod verschuldet zu haben. „Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sei, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten."

Bürger vertraute seinen geistigen Fähigkeiten und wünschte sich als Docent an der Göttinger Universität eine Stellung zu erwerben, welche seiner Neigung entspräche. Heyne benahm sich freundlich gegen ihn und machte ihm Hoffnung, durch deutsche Sprache, Literatur, Philosophie zu etwas Einträglichem zu gelangen. Auch

Kästner und Lichtenberg erleichterten ihm den Eintritt in die Facultät auf zuvorkommende Weise. Im Herbste 1784 zog Bürger nach Göttingen und wurde in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Er hielt Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil und ertheilte Privatunterricht, so daß er „ein hinlängliches Auskommen“ fand. Da seine Gesundheit während des Winters etwas geschwächt war, so gebrauchte er im Sommer 1785 eine Badekur in Pyrmont und Meinberg. Zuvor ließ er sich mit seiner Molly-Auguste in der Kirche zu Bissendorf bei Hannover trauen.

Es war eine kurze glückliche Lebensepoche, die er mit allen Ausdrücken liebeglühender Beredsamkeit gefeiert hat. Alle Disharmonie und Sorge schien für immer verschwunden zu sein. Was er damals empfand, schildert sein „hohes Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung,“ dem er „das Meistersiegel der Vollendung“ auf die Stirn drücken wollte, damit es „in seiner Herrlichkeit den Strom der Zeit stolz hinabschwebe.“ Mehr als diese künstlich zusammengereihte Bilderfülle spräche es ein frisch vom Herzen gesungenes Lied aus, wie froh er sich zu einem neuen Leben auferstanden und von Wonnegenuß heiter umlächelt fühlte. Da Molly auch eine wirthschaftliche Hausfrau war, so gewannen auch seine finanziellen Verhältnisse eine befriedigende Gestalt. „Als ich mit meiner Auguste,“ so äußert er sich in einem späteren Bericht, „vierzehn Tage nach Michaelis hier einzog, hatten wir gerade noch sechs Louisd'or übrig; denn so weit hatten wir uns für unsere häusliche Einrichtung ausgegeben. Mit dieser Kleinigkeit reichten wir bis an Weihnacht, ohne Schulden zu machen. Wir hatten aber auch nur eine einzige Magd, lebten still und häuslich bei

einander und befanden uns ungemein wohl. . . . . . Ich bin überzeugt, daß ich mit ihr keine 400 Thaler jährlich gebraucht haben würde.“ Nur kurze Zeit sollte ihm die höchste Freude seines Daseins gewährt sein. Wie aus heiterer Luft traf ihn der schwere Schlag, unter dem seine Kraft fast zusammenbrach. Molly ward ihm im Anfang des Jahres 1786, zwei Wochen nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch den Tod entrissen. Seine tiefgefühlten elegischen Sonette sowie seine Briefe an vertraute Freunde lassen uns einen Blick in die Tiefe seines Jammers thun. Wie sehr er aller seiner Seelenstärke beraubt war, ist am rührendsten in dem Klagebrief an seinen Freund Boie vom 16. März 1786 ausgesprochen, aus dem hier nur eine charakteristische Stelle mitgetheilt werden möge: „Niemand nehme sich's heraus mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so etwas und noch so zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem so schön, so frühlingsmäßig blüheten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. . . . . . Man wälzt sich ja freilich nach wie vor aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wieviel Einem fehlt. Aber . . . doch wozu noch viele Worte? — Hin ist hin! verloren ist verloren, das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich

je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Was sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist?" Er lebte jetzt um so einsamer, als er sich auch genöthigt sah, seine Kinder in fremde Pflege zu geben.

Eine ernste geistige Beschäftigung konnte ihm jetzt die geeignetste Zerstreuung gewähren und das beste Heilmittel darbieten. Mit einer bei ihm seltenen Ausdauer arbeitete er sich in die Kantischen Schriften hinein, so daß er seit 1787 Vorlesungen über die kritische Philosophie hielt, die mit um so größerem Beifall aufgenommen wurden, als an der Universität Göttingen diese Seite der Wissenschaft nur sehr schwach vertreten war. Eben so wenig entzog er sich seinen poetischen Arbeiten; er bereitete eine neue Ausgabe seiner Gedichte mit großer Sorgfalt vor. Bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Universität genoß er die Auszeichnung, das Fest durch seine Poesie zu verherrlichen; funfzig Jahre vorher hatte Haller's Muse die Georgia Augusta eingeweiht. Auch von der Regierung erhielt er ein Zeichen der Anerkennung, indem er 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Zwar blieb er ohne Gehalt; indeß war um diese Zeit sein Einkommen bedeutend genug, um seinen Bedürfnissen zu genügen. In einem der nächsten Jahre berechnet er seine Jahreseinnahme auf 1200 Thaler.

„Ungewitter und Stürme des Lebens" — so klagt er in seiner vereinsamten Lage — „haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach sein könnte und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte. . . . .

Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande." Das Liebebedürfniß, das ihm schon einmal verderblich geworden war, sollte, wie durch einen dämonischen Zug seines Geschicks, ihn nochmals dahin bringen, sich den Leidenskelch bis zum Rande zu füllen. Im Jahre 1789, wo die neue Ausgabe seine: Gedichte erschienen war, unter denen mehrere sein Liebesglück und den Schmerz des trostlosen Verlassenen schilderten, fand sich in dem Stuttgarter „Beobachter" ein anonymes Gedicht, in welchem ein „Schwabenmädchen" seine Liebe zu dem trauernden Dichter mit naiver Offenheit bekannte und das Anerbieten daran schloß, ihn durch ihre Hand wieder zu einem Glücklichen zu machen. Obwohl darin anfangs schwerlich eine ernste Absicht lag, so fühlte Bürger doch gleich den Pfeil im Herzen. Er wandte sich an Ehrmann, den Redacteur des Blattes, und dessen Frau, bat sie die Verfasserin zu ermitteln und ließ eine poetische Erwiderung bekannt machen. Als Einsenderin nannte sich Elise Hahn, welche mit ihrer verwittweten Mutter in Stuttgart lebte. Bürger hegte schon seit längerer Zeit den Wunsch sich wieder zu verheirathen und sah sich hin und wieder nach einer Gattin um, die für seine Kinder eine gute Mutter sein könne und durch herzliche Liebe ihm den Verlust seiner Molly einigermaßen ersetze. Jetzt schien eine wunderbare Fügung des Schicksals sie ihm zuzuführen. Ihm gefiel die romanhafte Einleitung des neuen Liebesverhältnisses. Es gewinnt für ihn durch das Geheimnißvolle an Interesse: „das Mädchen spukt ihm mehr und mehr im Herzen." Von der Frau Ehrmann zog er Nachrichten über ihre Persönlichkeit ein, wobei gleich von vorn herein der äußere Reiz nur allzusehr in Anschlag gebracht wurde. Wie aufrichtig übrigens sein Herz dabei war, davon zeugt die ihr

zugesandte Selbstschilderung, die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will," mehr eine Selbstanklage seines Charakters, als eine Beschönigung, indem das Bild, das er von sich entwirft, keineswegs geschmeichelt ist. Er schildert sich fast als unliebenswürdig, obwohl Bürger bei Frauen sonst wohlgelitten war und sich rühmen konnte, manches weibliche Herz gewonnen zu haben. Wie feierlich-ernst ihm jedoch dabei zu Muthe war, sieht man aus den Schlußworten: „Elise, Elise, ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt sein kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten." Sie dagegen sprang über jedes Bedenken leicht hinweg; zärtliche Briefe wurden gewechselt; er erhielt ihr Bildniß, „das weder Tag noch Nacht von seiner Seite kommt." Zu Ostern 1790 reist er nach Stuttgart, und „Alles ist richtig!" Freunde hatten vergebens gewarnt. Als ihn Elisa von der Recke abmahnte, schrieb er ihr: „Poetisch-phantastereich fing mein Liebeshandel an, aber ich hoffe, meine Ehe soll prosaisch glücklich sein." Im Herbst führte er sein Schwabenmädchen als seine Gattin nach Göttingen.

Den Honigmonaten folgte die Enttäuschung auf dem Fuße nach. Sie verschwendete rücksichtslos sein mühevoll erworbenes Einkommen, hielt mehrere Domestiken, die nach Belieben wirthschafteten, und schien nur für Aufwand und gesellschaftliche Vergnügungen Sinn zu haben. Der Sohn, den sie ihm gebar, Agathon genannt, wurde schnell von

der Mutter getrennt, um sie nicht in ihren Genüssen zu stören. Der ehrliche Bürger hatte noch keinen Zweifel an ihrer ehelichen Treue, obgleich ihre buhlerischen Liebschaften schon das allgemeine Stadtgespräch geworden waren. In zwei ausführlichen, eindringlichen Briefen (im November 1791) hielt er ihr die Verschwendung und die Vernachlässigung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten vor. Heuchlerisch erwiderte sie, ihre hohen Begriffe von ihm hätten sich bei näherer Bekanntschaft abgespannt; das Haus könne sie bei ihrem lustigen Temperamente nicht fesseln; Liebe habe sie nicht mehr für ihn, wolle aber von jetzt an seine Magd sein und des Haushalts sich annehmen. Das Verhältniß schien sich seitdem freundlicher zu gestalten; sie pflegte ihn in seiner Krankheit und gewann sein völliges Vertrauen wieder. Nicht lange darauf enthüllte sich vor seinen Augen ihr ehebrecherisches Verhältniß. Sie konnte das Geständniß der Wahrheit nicht zurückhalten und stellte einen Revers aus, daß sie seiner als Gattin unwürdig sei. Im Februar 1792 wurde die Ehe gerichtlich aufgelöst, worauf sie Göttingen verließ.

„Ich fürchte" — so schreibt er in dem ausführlichen Bericht (5.—12. Februar) über seine Leidensehe an die Schwiegermutter — „daß die großen Leiden dieser Ehe den Samen des baldigen Todes in mir befruchtet haben. Sowohl am Leibe als an der Seele fühle ich mich mehr ermattet als jemals. Ich kannte nie Husten und Brustbeklemmungen; jetzt kann ich beides nicht mehr los werden. Auch sehe ich keine Freude des Lebens mehr vor mir." Eine Heiserkeit stellte sich ein, die ihn seitdem nicht wieder verließ. Seine Vermögungsumstände waren durch die Verschwendung seiner Frau völlig zerrüttet. Noch ein Jahr vorher konnte er in dem an sie gerichteten Briefe schreiben:

„Seit sieben Jahren habe ich nunmehr ohne Besoldung, ohne Vermögen mit allen Ehren gelebt, und es hat mir nicht an der Nothdurft, ja nicht einmal an Wohlgenüssen gefehlt. Ich habe meine alten Schulden seitdem nicht vermehrt, sondern eher vermindert.“ Jetzt war er in Schulden und in Folge seiner körperlichen und geistigen Abspannung seine Thätigkeit, somit auch sein Einkommen verringert. Besonders drückte es ihn schwer, die versprochene Prachtausgabe seiner Gedichte, für die er die Pränumerationsgelder schon empfangen und in der Zeit der Noth verbraucht hatte, nicht mehr veranstalten zu können; er mußte es seinen Erben (denn einiges Besitzthum im Halberstädtischen war ihm noch geblieben) überlassen, diese Schuld zu tilgen. Aus einer Mittheilung Tieck's, der damals in Göttingen studirte, gewinnen wir ein treues Bild des Dichters, der um jene Zeit die schauerlichen Worte sang:

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt;
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

„Er war“ — so schildert ihn Tieck — „hager, bleich, zusammengefallen; der Kummer sprach aus seinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren, er konnte nicht mehr auslauten und sich nur mit Anstrengung verständlich machen; und doch sollte und mußte er sprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Gespenstisches, den bleichen Mann zu sehen, wenn er auf seinem steifen, magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Man mochte dabei an den Todtenritt denken, von dem er so ergreifend gedichtet hatte. Hin und wieder fiel ein Sonnenstrahl in sein umdüstertes Gemüth, wenn es gelang, ihn wider seinen Willen in den alten Kreis

guter Freunde hineinzuziehen, den er jetzt wie allen Umgang mit Menschen fast ängstlich vermied."

Er sah sich jetzt genöthigt, für Buchhändler ums tägliche Brod zu schreiben. Doch auch diese Arbeiten mußte er sich bald versagen. Die Brustbeschwerden belästigten ihn mehr und mehr und die Lungenschwindsucht nahm mit raschem Verlauf zu. Ein Geschenk der königlichen Regierung, das ihn wie die Hoffnung auf baldige Besoldung noch kurz vor seinem Ende erfreute, half dem drückendsten Mangel ab. Als er sich endlich die Gefahr, worin sein Leben schwebe, nicht mehr verbergen konnte, wünschte er sich nur noch einen leichten Tod. Dieser ward ihm gewährt. Am Abend des 8. Juni 1794 verging ihm die Sprache vollends, so daß die Worte, zu denen er den Mund noch öffnete, ihm auf der Lippe erstarben; mit einem letzten Hauch, der noch ein Ja zu sprechen schien, schied sanft das Leben von ihm.

Blicken wir von dem Grabe, in welchem ein durch viele Leiden gebrochenes Dichterherz Ruhe fand, auf den Gang seines kurzen Lebens zurück, so springen uns zunächst die Schwächen und Mißgriffe in die Augen, durch die es unglücklich ward. Der Sinnlichkeit und Erregbarkeit der Empfindung stand nicht die sittliche Stärke zur Seite, welche allein die Schritte neben den Abgründen am Wege sicher vorüberzuleiten vermag. Gleichwohl konnte er den Scheinheiligen gegenüber, die den Stein auf ihn warfen, mit offenem Gefühl antworten, wie er in seiner Selbstschilderung sagt, es sei so arg nicht, wie die Welt von ihm denke; er sei wohl unregelmäßig, aber nicht niedrig ausschweifend. Der härteste Vorwurf trifft seine Doppelehe. Im Uebrigen zierten seinen Charakter manche edle Eigenschaften, die sich auch in seinen Dichtungen nicht

verleugnen, ein hohes Maß von Biederkeit und Herzensgüte, Zutrauen und Mitgefühl. Den Ton des feineren Umgangs hatte er sich nicht angeeignet; er behielt eine gewisse Unbeholfenheit und burschikose Derbheit; allein er war ein warmfühlender Freund, dienstfertig gegen jeden, der seine Theilnahme in Anspruch nahm, sogar wohlthätig, so wenig auch seine Vermögensumstände ihm erlaubten, diesem Triebe seines Herzens zu folgen. Fremd war er auch daher dem Neide und gerecht gegen fremdes Verdienst; obwohl nicht ohne gerechtes Selbstbewußtsein und keineswegs gleichgültig gegen Lob und Tadel, war er doch im Grunde der Seele bescheiden.

Als Schiller's strenges Urtheil in der Recension der Gedichte über ihn erging, wallte zwar im ersten Augenblick sein Ehrgeiz auf, doch bereute er es bald, die Erwiderung „in einem zu gereizten Ton" abgefaßt zu haben; in einem erst nach seinem Tode bekanntgewordenen Fragmente, das zur Einleitung einer Selbstkritik dienen sollte, gestand er offen ein, daß sein Beurtheiler nicht ganz im Unrecht sei. „Meine Uebereilung" — äußert er darin — „geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recensenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken, kann ich nicht besser wieder gut machen, als wenn ich Alles, was der Recensent im Namen der Kunst wider mich und meine Werke zu haben vorgiebt, etwas umständlicher und auf solche Art erwäge, wie es sich vor den Altären der Musen und der Grazien geziemet. Das Ziel, welches ich mir dabei vorsetze, ist nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu thun habe, als ich bin."

Daß Bürger, wie man geneigt ist anzunehmen, unter glücklicheren Lebensverhältnissen ein größerer Dichter geworden wäre, ist eine ungegründete Vermuthung, wie denn schon an und für sich eine solche Frage eine sehr müssige ist; denn der Dichter ist eben Alles durch seine Individualität. Zu dem Ziele, das ihm erreichbar war, ist er schon in seinen guten Tagen gelangt. Die Leidenschaft für Molly hat sein Talent nicht niedergedrückt, sondern gerade die schönsten lyrischen Blüthen hervorgerufen. Auf den Balladen beruht vornehmlich sein Dichterruhm, vor allen auf der Lenore, welche zugleich den Anfang und die Höhe seines epischen Talents bezeichnet. Vieles verdankt er dabei den altenglischen Vorbildern. Die ihm eigenthümliche Sphäre der Erzählung erkennen wir weit mehr in dem „Liede vom braven Mann," „Frau Magdalis," „der Kaiser und der Abt." Es war daher kein innerer Widerspruch, wenn er neben einer Lenore eine Frau Schnips und dergleichen dichtete. Die falsche Vorstellung von der volksmäßigen Dichtung leitete ihn dabei irre. Zwar konnte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte von sich sagen: „Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dies schwerlich meinem Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu danken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein! dem unablässigen Bestreben..... muß ich's zu verdanken haben, dem Bestreben, daß dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß Alles sogleich die rechte Saite seiner Empfindungen treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben

wollen.“ Darauf entgegnete Schiller sehr treffend, daß Bürger sich nicht selten mit dem Volke vermische, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, es ihm oft gefalle, sich ihm gleich zu machen; das Verdienst des Volksdichters bestehe nicht darin, jede Volksclasse mit irgend einem ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksclasse genug zu thun.

Wenn Bürger in der letzten Lebensperiode die volksmäßigen Weisen mit dem Schwunge idealer Poesie zu vertauschen bemüht war, so konnte er nur rhetorische Kunststücke liefern, zu denen auch das hohe Lied von der Einzigen zu zählen ist. Lieber hören wir ihn von Molly's Werth und seiner Trauer in der einfachen Sprache seiner Sonette reden, deren Form, die für weiche Empfindung sich ganz besonders eignet, von ihm wiedererweckt wurde.

August Wilhelm Schlegel hat sein dichterisches Verdienst am ausführlichsten gewürdigt; allein trotz der Pietät für seinen Lehrer und Freund trifft er mit dem Urtheil Schiller's, so sehr er diesen auch durch Seitenhiebe meistert, in der Hauptsache zusammen. Er faßt seine Kritik schließlich in die Worte zusammen: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hin-

dern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit seltener Größe hat."

---

2. Hölty.

Wenn das Wort der Griechen Wahrheit ist, daß der, den die Götter lieben, früh stirbt, so gehört mit manchen andern deutschen Dichtern auch Hölty zu diesen Glücklichen. Es ist, als ob solche zartorganisirte Naturen, welche im Frühling des Lebens, nachdem sie kaum sich zu entfalten angefangen haben, schon den Keim des Todes in sich tragen und schnell dahinwelken, eben dazu bestimmt sind den reinsten Aether der Dichtung in sich aufzunehmen und, gleichsam von irdischen Schranken minder beengt, die höhere geistige Welt lebendiger im ahnungsvollen Gemüth zu hegen. Die Geschichte ihres Lebens ist ein einzig Blatt, auf dem die Freuden der Kindheit und Jugend neben dem allmählichen Loslösen von ihren Hoffnungen und dem schwermuthsvollen Vorgefühl baldiger Trennung von dem kaum erst liebgewonnenen Dasein verzeichnet sind. Als ein kleiner Ersatz wird ihnen die Gunst zu Theil, mit den Zügen einer ewigen Jugend auf die Nachwelt überzugehen und als Jünglinge in ihrem Andenken fortzuleben.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, in dem hannoverschen Dorfe Mariensee am 21. Decemb. 1748 geboren, war, wie viele seiner dichtenden Zeitgenossen, eines Predigers Sohn und wuchs in der Einfachheit und Stille beschränkter ländlicher Verhältnisse auf. Er war ein liebenswürdiges Kind und bis in sein neuntes Jahr, wo ihn die Blatternkrankheit, die damalige Plage der Kinderjahre und der Ruin manches lieblichen Gesichts, etwas entstellte, ein schöner Knabe. Die Mutter verlor er früh; sie starb 1757

an der Schwindsucht, deren Keim sie auch auf den Sohn übertragen hatte. Der Vater, welcher viele gelehrte Kenntnisse besaß, auch mehrerer neueren Sprachen kundig war und, als Freund der schönen Literatur, der deutschen Gesellschaft zu Göttingen angehörte, übernahm den ersten Unterricht seines Sohnes. Es zeigte sich bei diesem bald ein solcher Lerntrieb, daß man für seine Gesundheit fürchtete und ihm das Licht entziehen mußte, damit er das nächtliche Arbeiten einstelle. Dessenungeachtet verlor er nicht den fröhlichen Sinn und die Theilnahme für die Reize der äußeren Welt. Sein Gefühl für die Schönheit der Natur und die unschuldvollen Kinderfreuden äußerte sich sehr lebhaft und fing früh an, sich in poetischer Form auszusprechen.

Im Herbste 1765 wurde er auf das Gymnasium zu Celle geschickt, wo sein Oheim wohnte. Drei Jahre brachte er hier zu und beschäftigte sich nicht nur mit den herkömmlichen Schulstudien, sondern auch mit der englischen Literatur. Nachdem er einen Winter im elterlichen Hause zugebracht hatte, bezog er um Ostern 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Während er sich hierin die nöthigen Kenntnisse erwarb, ließ er die schöne Literatur alter wie neuer Zeit nicht aus den Augen. Er erwarb sich eine umfassende Kenntniß neuerer Sprachen; zu dem Französischen und Englischen trat das Italienische, zuletzt auch das Spanische hinzu. Auch war er Mitglied des von Heyne geleiteten philologischen Seminars. Gleichgesinnte und mitstrebende Freunde fand er an Boie und Bürger; noch inniger schloß er sich an Voß und Miller an und hing mit ganzer Wärme an dem poetischen Freundschaftsbunde, den die Liebe zur deutschen Poesie geknüpft hatte. „Eben komme ich,“ schreibt er in einem Briefe vom

13. Dec. 1773, „aus der Versammlung unserer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammengeführt hat, und werde ihm danken, so lange Odem in mir ist. Heilige Freundschaft, wie sehr hast du mich beseligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausschütten; du führtest mir edle Seelen zu, die mir so viele süße Stunden gemacht haben und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens versüßen werden.“ Dies vertraute Verhältniß veranlaßte ihn noch über die gewöhnliche Studienzeit in Göttingen zu bleiben. Um seinem Vater nicht zur Last zu fallen, fing er an für Geld zu unterrichten, wie er schon früher seinen Freunden Anleitung zu neuern Sprachen zu geben pflegte. Er gab eine Zeitlang täglich fünf Stunden, klagte jedoch hernach, er habe kaum für die Hälfte Bezahlung erhalten. Für den Druck übersetzte er Mehreres aus dem Englischen, einen Auszug aus der englischen Wochenschrift „der Kenner,“ Hurd's Dialogen und den ersten Theil von Shaftesbury's Werken.

Seine Gedichte waren die schönste Zierde des Göttinger Musenalmanachs. Mit richtiger Selbstbeurtheilung erkannte er, daß es vornehmlich die idyllisch-lyrische Gattung sei, die seinem Dichtertalent am meisten zusage. „Den größten Hang,“ äußert er in einem Briefe, „habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten; an diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil.“ Innerhalb dieses Gebiets, wozu er den Beruf in sich fühlte, machte er die strengsten Anforderungen an sich und strebte nach dem höchsten Ziel. „Ich will kein Dichter sein,“ fährt er in einem Briefe fort, „wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirn trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem

Paare geht, so soll keine Sylbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!" Er empfand zugleich lebhaft das wonnige Vorgefühl im Andenken der Nachwelt durch seine Lieder fortzuleben, was auch seine Gedichte manchmal in rührend-bescheidener Weise aussprechen.

„Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: du redlicher Jüngling!
Warum barg dich die Gruft so früh!"

In einem der wenigen uns aufbehaltenen Briefe finden wir die schöne Stelle: „Welch ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Hölty's persönliche Erscheinung ließ das bedeutende Dichtertalent, das ihm verliehen war, kaum vermuthen. Die gebeugte, blasse Gestalt, die sich träge und linkisch bewegte, hatte beim ersten Anblick nichts Einnehmendes. Im Kreise von Unbekannten und in sich gekehrt, in seine Gefühlswelt versenkt, erschien er ohne Geist und Leben, fast mit der Miene der Einfalt. Doch im vertrautesten Kreise erwachte seine fröhliche, schalkhafte Laune, und ein treuherziges Lächeln belebte die bleichen Züge. Sein Sinn strebte nicht in die weite Welt, nicht nach den Genüssen des Wohllebens; seine Wünsche waren idyllisch wie seine Poesie. „Mein Hang zum Landleben," schrieb er im Frühling 1774, „ist so groß, daß ich es schwerlich übers Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir mein Herz.

Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte, ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünschen, diese habe ich schon. Ihre Freundschaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde lesen und mich der seligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß." Ein Dichter von solcher idyllischen Gefühlsstimmung mußte Kleist's Frühling lieben. Er machte einen Entwurf, in gleicher Weise den Sommer zu besingen; doch war das Zeitalter der beschreibenden Poesie vorüber, und Hölty unterließ die Ausführung.

Die Liebe hatte er nur in den ersten zarten Regungen der Empfindung kennen gelernt, doch nicht ohne Nachwirkung für seine lyrische Dichtung. Die von ihm besungene Laura war kurz vor seinem Abgange auf die Universität wie eine flüchtige Traumerscheinung an ihm vorübergegangen. Da es sich um ein Dichterleben handelt und die einzelnen Züge in seinen Gedichten wiederkehren, so müssen wir seine kurze Schilderung hier einschalten. „Laura ist in der Stadt geboren und erzogen. Sie ist die schönste Person, die ich gesehen habe; ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können; hat eine majestätische Länge und den vortrefflichsten Wuchs, ein ovalrundes Gesicht, blonde Haare, große blaue Augen, ein blühendes Colorit und Grazie und Anmuth in allen Mienen und Stellungen. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit mehr Anstand tanzen sehen, und das Herz hat mir vor Wonne gezittert, wenn ich sie ein deutsches oder welsches (sie versteht Italienisch und Französisch) Lied singen hörte. Sie fand ein großes Vergnügen an Kleist's und Geßner's Schriften; ob sie Klopstock liest,

weiß ich nicht. Als ich sie kennen lernte, war sie bei ihrer Schwester, die in meinem Geburtsorte verheirathet war und im December 1768 starb. Es war ein schöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu schlagen und die Abenddämmerung anzubrechen. Sie ging durch einen Gang blühender Apfelbäume und war in die Farbe der Unschuld gekleidet. Rothe Bänder spielten an ihrem schönen Busen, und oft zitterte ein Abendsonnenblick durch die Blüthen und röthete ihr weißes Gewand und ihren schönen Busen. Was Wunder, daß so viele Reize einen tiefen Eindruck auf mich machten, den keine Entfernung auslöschen konnte. Einen Bogen würde ich anfüllen müssen, wenn ich alle verliebte Phantasieen und Thorheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel. Nach einem Jahre kehrte sie wieder in die Stadt zurück. Man kann in einem Jahre manchen Göttertraum haben, manches Liebesgedicht machen. An beiden fehlte es nicht. . . . . . Zweimal habe ich sie nach ihrer Verheirathung gesehen. . . . . . Es ist Sünde sie ferner zu lieben. Meine Liebe ist auch so ziemlich verloschen; nur eine süße Erinnerung und ein süßes Herzklopfen, wenn mir ihr Bild vor Augen kommt, sind davon übrig. Doch habe ich noch oft den brennendsten Wunsch, sie einmal wiederzusehen." Das ist das ganze Liebesglück des holden Sängers der „Seligkeit der Liebenden!"

Von der Welt hat Hölty nicht viel gesehen. Im Herbst 1774 machte er in Miller's Begleitung einen Ausflug bis Leipzig. Von dem Wenigen, was uns über seine Reiseerlebnisse mitgetheilt wird, ist nur ein einzelner Moment von Interesse, wo uns die lyrische Erregbarkeit des schüchternen Dichters in lebendigen Zügen entgegentritt. „Zwischen Merseburg und Leipzig," so heißt es in seinem kurzen Bericht, wahrscheinlich in einem Briefe an Voß, „tranken

wir Kaffee in einer Schenke, vor deren Thür ein Phaeton mit zwei lieblichen Mädchen hielt. Die eine war vorzüglich schön und gefiel mir höchlich. Ich stellte mich dicht an die Thür, als sie abstieg und wieder einstieg, und verschlang ihre Reize. Sie kam einmal so nahe bei mir vorbei, daß mich ihr schöner Arm ein wenig berührte. Betrübt sah ich sie wegfahren. Ich freute mich, daß mein Herz noch fühlen konnte. Welch ein Himmel ist die Liebe! der ist ein Engel, der in diesem Himmel wohnen kann, der ein Verdammter, der nie einen Platz darin bekommt. Trotz meiner struppichten Locken hätte sie mich vielleicht angelächelt, wenn sie gewußt hätte, daß der berühmte Traumbilderdichter vor ihr stünde."

Nach diesen noch in der heitersten Laune durchlebten Reiseabenteuern trat für ihn die Zeit der Leiden ein. Im Spätherbst 1774 fing er an des Morgens Blut auszuwerfen. Anfangs achtete er es nicht und hielt es für die ungefährliche Folge eines früheren hartnäckigen Hustens, von dem ihm lange Zeit ein Stich in der Brust zurückgeblieben war. Voß drang in ihn einen Arzt zu befragen, dessen Trostesworte hinlänglich die Gefahr andeuteten, die sein Leben bedrohte. Sein Freund kannte bis dahin nur seine immer gleiche friedliche Miene; diesmal weinte er, als sie zurückgingen, bitterlich. Ein andermal sah ihn Voß weinen, als sein Freund eines Tages — es war im Jahre 1775 — mit verstörtem Gesicht, da er so eben den Tod seines Vaters erfahren hatte, zu ihm kam und auf die Frage: Wie geht's, Hölty? unter ausbrechenden Thränen ihm die Ursache seines Kummers meldete. Die „Elegie beim Grabe meines Vaters" ist der Ausdruck des liebevollen, durch religiösen Glauben verklärten Schmerzes.

Im Mai 1775 ging Hölty nach seinem heimatlichen

Dorfe zurück, um nach Zimmermann's Anweisung seine gestörte Gesundheit herzustellen. Er verhehlte sich die Gefahr nicht, obgleich er die Hoffnung auf Genesung nicht aufgab. Im Juli besuchte er Voß auf acht Tage in Wandsbeck. Im Herbst begab er sich nach Hannover, um unter Zimmermann's Aufsicht eine kleine Nachkur, wie er an Voß schrieb, zu brauchen. Allein das Brustübel verschlimmerte sich nur mehr und mehr. Er litt an einem hartnäckigen Husten, hatte immerwährende Beklemmungen und zuletzt fast keinen Schlaf. In seinem letzten Briefe an Miller vom 4. August 1776 schrieb er: „Ich befinde mich diesen Sommer sehr schlecht. Fast drei Monate hindurch habe ich keine Nacht geschlafen, immer ein schleichendes Fieber, Kopfweh und die heftigsten Brustbeklemmungen gehabt: Du kannst leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt schon über vier Wochen den Brunnen und spüre gegenwärtig einige Besserung. Der goldne Schlaf kommt wieder; nur geben sich die leidigen Brustbeklemmungen noch nicht." Der Trost der Schwindsüchtigen verließ ihn auch jetzt noch nicht. Er hoffte noch seinen Voß wieder in Wandsbeck zu besuchen und schloß den letzten Brief an ihn mit denselben Worten, die seine letzten Worte an Miller waren: „Ich werde künftig gewiß sehr oft an Dich schreiben." Seine Beschäftigung während seiner Krankheitsleiden war noch die Sammlung und Ueberarbeitung seiner Gedichte, deren Herausgabe er seinen Freunden, Voß und dem Grafen Friedrich Stolberg, überlassen mußte. Er starb am 1. Sept. 1776.

Hölty's Poesie umschreibt einen engen Kreis; es ist die idyllisch-lyrische Dichtung, in der er heimisch ist. Selten verläßt er sie, um sich auch in den scherzhaften Erzählungen zu versuchen, die man für Romanzen oder Balladen ausgab, obgleich sie im Grunde das Romantische nur travestiren. Adel-

stan und Röschen, Leander und Ismene gehören dieser Gattung an. Sie stammen aus den Jahren 1771 und 1772. Später verwarf sein richtiger Tact das zwitterhafte Genre. „Ich soll," schrieb er im Herbst 1773, „mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige; es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor." Man sieht aus diesen Worten, welche Vorstellung man damals noch von einer Ballade hatte.

Seine Lieder sind im schönsten Sinn des Worts populär, mehr als es Bürger mit seiner absichtsvollen Tendenz hat erreichen können. Auch jetzt noch sind seine Mailieder, „Aufmunterung zur Freude," sein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" im Volke lebendig geblieben. Die herzensreine Heiterkeit gewinnt um so höheren Reiz, je mehr das Gefühl der Flüchtigkeit alles Irdischen die elegischen Anklänge zwischen die Töne der Freude mischt. Nicht minder hat er den stolzen Rhythmus der antiken Ode durch die Wärme der Empfindung beseelt und auch in dieser Form Meisterstücke geliefert, welche den Vergleich mit den Odendichtern ersten Ranges nicht zu scheuen haben. Lange Zeit hat er in der elegischen Dichtung als ein Muster vorangeleuchtet. Nicht nur bei Matthisson und Salis, den zunächst sich an ihn anschließenden Lyrikern, finden wir seine Weise wieder; er klingt bis auf Luise Brachmann und Ernst Schulze in der deutschen Lyrik nach, der Sänger der Natur und Unschuld, der Liebe und der sanften Melancholie.

---

3. Voß.

Es ist ein erhebender Anblick, den uns die Geschichte unserer Literatur mehrmals gewährt, wenn Männer von

Geist und Charakter sich aus ärmlichen Verhältnissen unter Hindernissen und Kämpfen zu der Höhe des Ruhmes emporarbeiten und durch ihre geistige Errungenschaft, durch die Macht einer gehaltvollen Persönlichkeit eine culturhistorische Bedeutung gewinnen, welche sie mehr ihrer rastlosen Selbstthätigkeit als der Gunst der Umstände verdanken. Voß' Leben war voll Mühe und Arbeit; aber weil sein Streben von dem ganzen Ernst eines energischen Charakters getragen wurde, war ihm die gehaltvolle Frucht nicht versagt. Wenige haben auf ihr Zeitalter eine so bedeutende und vielseitige Einwirkung ausgeübt, wie er. Im Folgenden können wir indeß den Werth seiner wissenschaftlichen Forschungen, seine Stellung in der Geschichte der classischen Alterthumskunde nur obenhin berühren. Wir richten unser Augenmerk insonders auf sein Verhältniß zu der deutschen Nationalliteratur, und da wir ihn hier auch als Dichter zu betrachten haben, auf die Anregungen, auf die Grundzüge, die seiner Poesie durch Eindrücke der Kindheit und Jugend, sowie in den engbegrenzten Kreisen seines nachmaligen Lebens und Wirkens gegeben wurden. Es ist kein Leben voll dichterischen Glanzes; aber der heitere Himmel der Poesie breitet sich auch über die idyllische Beschränktheit und streut auch dem traulichen, von der Liebe umschlungenen Familienherde ihre Blüthen.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 in dem mecklenburgischen Dorfe Sommersdorf (unweit Wahren) geboren, wo der Vater nach Ablauf einer Pachtung einen Winter hindurch sich aufhielt. Im nächsten Sommer zog dieser nach Penzlin, wo er Haus und Garten nebst der Gerechtigkeit des Bier- und Branntweinbrennens gekauft hatte. Er besaß einen gesunden Verstand und viel praktische Betriebsamkeit, überdies mehr als gewöhnliche Schul-

kenntnisse, so daß er sich durch die Gewandtheit seiner Feder einen nicht unbedeutenden Nebenerwerb zu verschaffen wußte.

Dem Knaben, der bald der Eltern einziger Sohn war, da die Brüder schnell nach einander dahinstarben, fehlte es nicht an Gelegenheit, seine frühentwickelte Wißbegierde, die durch ein vortreffliches Gedächtniß unterstützt ward, zu befriedigen. In der Schule des Städtchens überwand er leicht die Elemente des Unterrichts und that sich als gewandter Rechner hervor. Bibel und Gesangbuch wurden eingeprägt, und die Phantasie auch mit den Märchen der Volksbücher und mit Gellertschen Fabeln genährt. Seine zierliche Handschrift gab ihm Gelegenheit sich einen Sparpfennig zu erwerben. Auch der Unterricht in der Musik kam hinzu, da ein Oheim Instrumentenmacher war. Obwohl schwächlichen Körpers, zeigte er sich muthig zur Abwehr von Beleidigungen der Kameraden und war Anführer im Soldatenspiel. Da er keine Lust zu der Kramwirthschaft zeigte, sondern lieber bei den Büchern saß, so ließ man den Trieb zu den gelehrten Studien gewähren. Er lernte Lateinisch bei dem Rector Struck, dessen väterlicher Zucht er noch als Greis mit inniger Dankbarkeit gedenkt. Da der Vater auf den Rath des Ortsgeistlichen, der großen Antheil an dem fähigen Knaben nahm, den Entschluß, Theologie zu studiren, genehmigte, so wurde auch mit den Elementen des Griechischen und selbst des Hebräischen, vornehmlich durch Privatfleiß, der Anfang gemacht.

Freilich waren die Aussichten für die weitere Fortbildung des angehenden Gelehrten noch sehr trübe. Der Vater war in den Jahren des siebenjährigen Krieges, dessen Wirkungen sich bis dorthin erstreckten, in Armuth gerathen; das wenige Silberzeug mußte nach und nach verkauft werden; der Erwerb stockte, auch unter den Nachwehen des Krieges.

Dennoch hielt die Familie noch an dem Wunsche fest, aus dem Sohne dereinst einen Prediger werden zu sehen; man brachte ihn daher im Frühling 1766 auf die höhere Lehranstalt zu Neubrandenburg, wo er seiner vorzüglichen Sprachkenntnisse halben in die oberste Classe aufgenommen wurde.

Es waren unerquickliche Schuljahre. Nicht die Dürftigkeit drückte den strebsamen Knaben so sehr, wie der geistlose Mechanismus des Unterrichts, den er meist von einem Schulrector erhielt, zu welchem er kein Herz fassen konnte. Freitische gewährten ihm einige wohlthätige Einwohner; das Schulgeld mußte er zum Theil durch Unterricht in des Rectors Hause abverdienen; Privatunterricht in einigen Familien verschaffte kleine Ersparnisse, womit er den verarmten Vater unterstützte. Wie dies von seiner sittlichen Gesinnung Zeugniß giebt, so war es ein Zeichen seines aufstrebenden Geistes, daß er eine Gesellschaft von zwölf Primanern stiftete, in der die alten Sprachen getrieben wurden und nebenbei auch die Kenntniß der deutschen Literatur Beachtung fand. Einer um den Andern mußte Lehrer sein. Auf Nachlässigkeit wurde eine Geldbuße gesetzt und das Strafgeld zum Ankauf deutscher Dichter bestimmt. Klopstock, Geßner und Ramler wurden in hohen Ehren gehalten. Er machte einige poetische Versuche, darunter auch Idyllen in Hexametern, und übertrug Horazische Oden und einige hundert Verse der Theogonie.

Mit dem achtzehnten Jahre war Voß fähig, zur Universität überzugehen. Aber woher bei der Armuth der Eltern dazu die Mittel erhalten, auch bei den allerbescheidensten Ansprüchen! Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer, von Oertzen zu Ankershagen, der von der vortrefflichen Schulbildung des Jünglings Kunde erhalten hatte, trug ihm eine

Hauslehrerstelle bei seinen Kindern an. Der schwere Entschluß mußte gefaßt werden. Voß hoffte von seinem spärlichen Gehalte, das auf 60 Thaler für das erste, und 70 für das zweite festgesetzt war (der Vorgänger, ein Candidat, hatte 80 Thaler erhalten), so viel zu ersparen, um sich den Besuch einer Universität möglich zu machen. Dennoch hielt er auch für seine Pflicht, den Vater zu unterstützen, der, bald völlig verarmt, 1771 Schulmeister ward.

Manche Demüthigungen mußte er in dem adligen Hause ertragen, manches bittere Gefühl in dem Busen schweigen heißen, wodurch sich einige Falten in sein Gemüth eindrückten, die es nicht wieder verlor. Eine Herzenserquickung gewährte ihm das Freundschaftsverhältniß zu einem jungen Geistlichen in der Nachbarschaft. Brückner, der schon als Student durch Herausgabe von Trauerspielen, welche selbst Lessing's Aufmerksamkeit auf sich zogen, seinen Sinn für schöne Literatur bekundet hatte, ward zum Prediger in Großen Vielen ernannt. Die Liebe, die sie damals für einander faßten, blieb sich bis in späte Jahre gleich und bewahrte die Zartheit jugendlicher Neigung. Voß diente auch sein geschicktes Clavierspiel bei vielen Familien zur Empfehlung, so daß er nicht von bildendem Umgang abgeschnitten war. Am meisten verschönten ihm die Dichter des Alterthums und die Beschäftigung mit poetischer Production die einsamen Stunden. Brückner's Urtheil war ihm eine Ermuthigung. Als er ihm einst ein neues Gedicht vorlas, erhielt er vom Freunde ein überraschendes Lob; als er darüber erröthete, sagte dieser: Nun nun! ich meine, was werden kann! und schloß ihn in die Arme.

Als Voß den Boie'schen Musenalmanach erhielt, fühlte er, daß er wohl im Stande sei, eben so gute Sachen

hervorzubringen; es drängte ihn mit seinen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten. Am 8. Juli 1771 richtete er ein Schreiben an Kästner in Göttingen, den er für den Herausgeber des Almanachs hielt, übersandte ihm dabei einige Gedichte, bat um sein Urtheil und, wenn sie Billigung fänden, um deren Aufnahme in den poetischen Almanach. Kästner gab die Gedichte an Boie; beide schrieben an Voß freundlich und ermunternd und kamen dem von ihm ausgesprochenen Wunsche, bald eine Universität beziehen zu können, mit ermuthigendem Zuspruch entgegen. Voß erwiderte Boien bald darauf, daß er entschlossen sei, mit dem nächsten Frühjahr aus den bisherigen Verhältnissen zu scheiden, wenn er gleich während der beiden Hauslehrerjahre nicht mehr als 60 bis 80 Thaler habe ersparen können. Indeß war Boie in Göttingen und Hannover für ihn thätig, wußte bei einigen einflußreichen Männern, auch bei Heyne, Theilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling zu erwecken und ihm die Aussicht auf einen Freitisch und andere Unterstützung zu eröffnen. Im October 1771 schrieb er an Voß, er möge Ostern nächsten Jahres nach Göttingen kommen; es werde sich Hülfe finden.

Mit der ersparten kleinen Baarschaft, die durch Geschenke einiger wohlwollenden Freunde bis auf 130 Thaler vermehrt war, begab sich Voß im Frühjahr 1772 getrosten Muthes nach Göttingen, langsam mit einer Frachtfuhre dem ersehnten Musensitz näher rückend. Da er fürs erste noch an dem Studium der Theologie festhielt, so hörte er im ersten Semester neben der Logik und Universalhistorie Vorlesungen über Dogmatik, denen er wenig Geschmack abgewinnen konnte. Der Umgang mit Boie erheiterte ihm gleich den ersten Eintritt. „Mehr könnte," schreibt er an Brückner, „kein Vater für mich thun, als Herr Boie für

mich gethan hat. Einen freien Tisch, freie Collegien, freie Stube, alles hab' ich durch ihn. Die Stube bezahlt er sogar selbst, und das Allerwenigste wird jährlich 25 Thaler ausmachen." Durch ihn wurde er sogleich mit Bürger, Miller, Hölty und den übrigen Jünglingen bekannt, die mit ihm den kleinen Dichterkreis bildeten. Durch Voß' Eintritt erhielt der Bund eine entschiedenere sittliche Tendenz. Der zwölfte September ward zur Bundesweihe. „Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich" — so erzählt Voß seinem Brückner — „gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen." Das enthusiastische Gefühl steigerte sich noch, als im Herbst die Grafen Stolberg nach Göttingen kamen, sie schlossen Freundschaft mit den Bundesbrüdern und baten um Aufnahme in ihren Verein. Indem Voß seinem Brückner die Scene schildert, wo er mit Friedrich Stolberg den Bund

ewiger Freundschaft durch Umarmung und Handschlag schließt, fährt er in der Schilderung des Dichterbundes fort: „Im Feuer, worin ich bin, darf ich wohl ein Bischen stolz sein. Ich will's also auf den Bund sein, der ohne mich nicht entstanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boiens Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei singen, Hölty auch, und auch Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann."

Inzwischen hatte Voß der Theologie, zu der er nie eine aufrichtige Neigung empfunden hatte, völlig entsagt. Die Liebe zu der Poesie, zu den Dichtern des Alterthums überwog alle andern Rücksichten. Er hörte philologische Vorlesungen bei Heyne, wurde Mitglied des philologischen Seminars und widmete seinen Privatfleiß dem Studium griechischer Dichter, in die er durch poetische Nachbildungen tiefer einzudringen suchte. Seine Mittheilungen der Uebersetzungsversuche Pindarischer Hymnen veranlaßten Heyne zu Vorlesungen über Pindar, während deren er eine neue Ausgabe des lange vernachlässigten Dichters besorgte. Einige Pindarische Gesänge schickte Voß auch an Herder. „Findet er meine Uebersetzungsart gut," schreibt Voß an Brückner am 24. Februar 1773, „so denk' ich mit Gottes Hülfe den ganzen Pindar wenigstens in zehn Jahren zu übersetzen. Nach meiner jetzigen Einsicht ist es möglich, ihn eben so stark und kühn im Deutschen zu liefern, als er im Griechischen ist. Auch die Sprache müßte ungemein dabei gewinnen. Ich studire deßwegen die Minnesänger und Luthers

Schriften, um die alte Nerve wieder zu bekommen, die die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat. Fast alle Stammwörter sind untergegangen. Durch eine Pindarische Uebersetzung müßten sich die meisten, wenigstens die besten, wiederherstellen lassen."

Es bildete sich die Idee deutscher Idyllendichtung bestimmter aus. Er interessirte sich für Volkslieder und forderte Brückner auf, in seiner Umgebung dergleichen Ueberreste der Volkspoesie zu sammeln. Die Projecte für vaterländische Sprache gingen noch weiter. Mit Hölty und Miller las er altdeutsche Dichter, „auch mit Rücksicht auf ein allgemeines Wörterbuch für Deutschland, worin alle Wörter, veraltete und unveraltete, so weit es sich thun läßt, aus ihrer ersten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt und mit den noch übrigen Wörtern im Englischen, Plattdeutschen und Schwäbischen verglichen werden sollen." Er trieb damals Englisch mit Boie und Hölty, mit letzterem auch Italienisch; das Spanische wurde später hinzugefügt.

Es war eine schöne Lebensepoche, das zweite seiner akademischen Jahre. Die innigste Freundschaft und die zwanglose Hingebung an eine geliebte Geistesbeschäftigung hob das Herz weit über das Alltägliche empor, und kein Mißklang störte die glückliche Harmonie der Seele. „Ach, mein liebster Brückner," schreibt er am 2. Februar 1773, „wärst Du bei uns, um Antheil an unserem Glück zu nehmen! Ich fühle jetzt, daß Himmelsfreuden ohne leibliche Glückseligkeit sein können. Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes empfindet, und in der wechselsweisen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtsein, daß man seiner Rechtschaffenheit halber

geliebt wird.“ Zu gleicher Zeit ward die Poesie des ersten jugendlichen Liebesgefühls durch eine mit Boie's Schwester Ernestine seit dem Mai 1773 angeknüpfte Correspondenz geweckt; obgleich sie sich noch nicht von Angesicht gesehen hatten, redeten die Briefe bald schon die wärmere Sprache sehnsüchtiger Neigung, die sich auch in schwärmerischen Selma-Elegieen aussprach.

Im Frühjahr 1774 beschloß Voß die Pilgerfahrt nach Norden, um in Hamburg den verehrtesten deutschen Dichter, dessen Geburtstag der Bund als ein Freuden- und Weihefest begangen hatte, aufzusuchen und in Flensburg sein geliebtes Mädchen kennen zu lernen. Klopstock empfing ihn sehr herzlich; manche Stunde waren sie zusammen und tauschten ihre Ansichten über deutsche Poesie, über Sprache und Rhythmus aus. Er sah bei ihm die letzten Bogen des eben beendigten ersten Bandes der Gelehrtenrepublik und erzitterte vor seinen Augen von freudiger Erregung, als er die Stelle fand, wo Klopstock in geheimnißvoller Bardensprache auf die Zukunft des jungen Dichterbundes hindeutet. Während des Hamburger Besuchs machte Voß auch die Bekanntschaft mit Bode, dem Uebersetzer englischer Romane, und Matthias Claudius zu Wandsbeck.

In Flensburg verlebte er in der Boie'schen Familie anfangs sehr glückliche Tage; da traf ihn ganz unerwartet eine Erschütterung seiner Gesundheit, wodurch er mit einem plötzlichen Tode oder wenigstens mit dem Schicksal seines Freundes Hölty bedroht ward. Wiederholtes Blutspeien brachte sein Leben in solche Gefahr, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Indeß erholte sich seine gute Natur bald einigermaßen wieder. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Flensburg kehrte er über Lübeck nach Hamburg zurück. Daß die Wahl seines Herzens durch den Besuch in

Flensburg entschieden war und er der Erwiderung seiner Neigung gewiß sein konnte, sprechen die an Ernestine gerichteten Briefe unverhüllt aus. Sie heißt „sein geliebtes Mädchen," „sein schlafender und wachender Traum," und von dem traulichen Du wird schon in erregten Briefstellen Gebrauch gemacht. Von Lübeck aus schreibt er am 28. Mai an sie: „Nach Flensburg stehen noch alle meine Gedanken; auch in Gesellschaft und wenn ich mit Andern spreche, träumt mein Herz seinen süßen Flensburger Traum fort. Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ich je so weichherzig gewesen bin. Der Abschied ist mir noch immer so lebhaft, daß ich, wenn ich ihm in der Einsamkeit nachdenke, heiße Thränen vergießen muß." Einige Wochen verweilte er darauf in Hamburg in ununterbrochenem Verkehr mit Klopstock, Claudius und Ebert, der sich damals in seiner Vaterstadt aufhielt. Er ließ sich in den Bund der Freimaurer aufnehmen.

In Göttingen langte er gegen Ende Juni wieder an. Das Brustübel war noch nicht ganz gewichen, doch hatte sein Körper sich gestärkt; seine Genesung schritt rasch fort, und er konnte sich seinen Studien wieder hingeben. Während seiner Abwesenheit war er nebst Hölty auf der Liste des philologischen Seminars gestrichen worden; es zeigten sich schon die ersten Keime des Zerwürfnisses mit Heyne, das nachmals in unerquicklicher Fehde vor den Augen des Publicums ausgefochten wurde. Da Miller und Hahn im Herbst 1774 Göttingen verließen, so verlebte Voß einen einsamen Winter, zumal er durch die Rücksicht auf seine Gesundheit genöthigt war, meistens auf seinem Zimmer zu bleiben. Da ihm für die letzte Zeit seiner Universitätsstudien keine namhaften Unterstützungen zu Theil wurden, so erwarb er sich das Nothwendige durch literarische Arbeiten.

Er übersetzte Alembert's Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften, so wie Blackwell's damals geschätztes Werk über Homer's Leben und Schriften. Mit dem folgenden Jahre trat ihm Boie die Herausgabe des Musenalmanachs ab, dessen Redaction der Versorgung durch ein Amt gleich zu achten war.

Das Band, das ihn mit Ernestine verknüpfte, war so fest geworden, daß der Wunsch, sie bald die Seinige nennen zu können, in ihm sehr lebhaft geworden war. Der Gedanke an sie weihte ihm den Eintritt in das neue Jahr. „Ich bin mit einer feierlichen Heiterkeit aufgestanden, habe alle meine Schicksale im vergangenen Jahre durchdacht und Gott gedankt, der mich so wunderbar und so gnädig geführt hat; ich habe geweint und neue heftige Entschlüsse für Tugend und Vaterland gefaßt. Was kann ich nun eher thun, als mich mit dir, mein Alles nach Gott und Vaterland, zu unterhalten! Durch dich, einzig durch dich ist mir dies stürmische Jahr mit allen seinen Thränen, mit allen seinen Todesschrecken ein Sabbath Gottes, und alle Freuden der vorhergehenden Jahre, da ich dich noch nicht kannte, sind Spreu gegen eine Thräne, die das selige Gefühl deiner Liebe meinem Herzen entpreßte!" Mit diesen Worten, die uns auch in anderer Hinsicht zu Voß' Charakteristik dienen, begrüßt er die Geliebte am Neujahrsmorgen 1775. Wir verbinden damit das köstliche Geständniß seiner Seelenhingebung, welches er in einem seiner letzten Briefe seinem Brückner macht. Es mag auch denen gegenüber, welche Voß nur eine derbe, prosaische Natur zugestehen möchten, ein Beweis sein, wie sehr sein Herz den zartesten und edelsten Empfindungen zugänglich war. „Da hast du" — schreibt er am 20. März 1775 an

Brückner — „einen Brief von dem herrlichsten Mädchen, das jemals die Sonne gesehen hat. Du liebst doch deinen Freund? Zittre vor Freuden, daß ich von diesem Mädchen geliebt, so von ganzer Seele geliebt werde! Du stelltest dir ein solches Mädchen nur in Träumen der Dichtkunst vor, sagst du? Du mußt besser träumen können als ich. Das reizendste Ideal, das mein Geist in den Stunden der Weihe sah, ist nur ein Schatten von den Vollkommenheiten, die ich in Ernestinen fand. Denk' nicht, daß der Liebhaber spricht. Selbst im Taumel der Liebe giebt es kühlere Augenblicke, wo man urtheilen kann. Aber Urtheil und Empfindung bleibt Eins und strömt gleich stark in dem Flammenmeere der Liebe . . . . . . Wie oft hat sie mich Kleinmüthigen durch ihre Standhaftigkeit und durch ihr Vertrauen auf Gottes Fügung beschämt! Wie oft hat sie mich an den Tod erinnert und mich mit ihrer ewigen, ungehinderten Liebe jenseit des Grabes aufgerichtet! Wie sorgfältig hat sie mir ihre Thränen verborgen, sie, die meinetwegen ihre Röthe verloren, tiefsinnig geworden und eine Ohnmacht gehabt hat! Lange hinterher erfuhr ich dies erst, und daß dies ihr größter Kummer wäre, daß ich, ohne sie, vielleicht glücklich und zufrieden hätte leben können. Und bei so außerordentlicher Seele so ganz Natur und Grazientanz und selbst so unbekannt mit dem, was sie hat, und was, still wie die Gottheit, allmächtig unsre Seelen zur Höhe des Seraphs emporhebt! Ach Brückner, wenn ich auch früher stürbe, ehe wir unzertrennlich verbunden würden, ich wäre doch einer der seligsten Liebenden gewesen. Eine Thräne um sie ist mehr werth als alles, was die Welt sonst hat! Ach, und ihre Thränen um mich!"

Um Ostern 1775 verließ Voß die Universität Göttingen, um von Hamburg aus, als dem geeigneteren Platze des

buchhändlerischen Verkehrs, die Herausgabe des Musenalmanachs zu besorgen. Der frühere Göttinger Verleger glaubte indeß ein nicht geringeres Anrecht zu haben; es entstand für Voß eine verdrießliche Concurrenz, da Bürger die Redaction übernahm, anfangs in Verbindung mit Göckingk, der seit 1778 sich mit Voß vereinigte. Um dem Göttinger Almanach wirksamer entgegentreten zu können, ließ Voß den ersten Jahrgang (für 1776) bei Berenberg in Lauenburg erscheinen, da dieser als Herausgeber des Lauenburger Taschenkalenders ein Privilegium für das ganze hannoverische Land genoß. Das Interesse für lyrische Poesie war damals so frisch und lebhaft, daß der Herausgeber auf eine Durchschnittseinnahme von 500 Thalern rechnen durfte.

Nachdem Voß einige Wochen in Hamburg im Verkehr mit Klopstock, den Grafen Stolberg und andern Freunden sich glücklich gefühlt hatte, nahm er seine Wohnung in Wandsbeck, wo ihm die Familie Claudius durch traulichen Umgang den angenehmsten Aufenthalt bereitete. Bald darauf eröffnete sich ihm die Aussicht, in seinem Vaterlande ein Amt zu erhalten; das Rectorat in Neubrandenburg wurde erledigt. Dadurch war er veranlaßt, die Reise nach Mecklenburg, die er des Almanachs wegen noch verschoben hatte, zu beschleunigen. Seine Briefe aus der Heimat führen uns zu einer Reihe idyllischer Scenen, für die sein Sinn stets offen war. Mit pochendem Herzen fuhr er in den Pfarrhof von Großen Vielen ein, wo er seinen Brückner überraschte. Die alten Eltern wurden herbeigeholt, und die Wonne des Wiedersehens war „eine Scene, die nur empfunden werden kann.“ Dann besuchte er Ankershagen, „wo er die traurigsten Jahre gelebt hatte,“ auch hier freundlich empfangen, sowie das Elternhaus in Penzlin. „Das war eine Freude,“ schreibt er am 8. Juli

an Ernestine, „alle Scenen meiner Kindheit wiederzusehen, den Garten, wo ich ehedem die schönen Pflaumen abschüttelte, den Anger, wo ich Ball spielte, und den Mühlenteich, wo ich einmal ruderte und mit dem Kahn umwippte, als ich einen grünen Frosch erhaschen wollte. Mein alter Oheim weinte, als er mich sah; aber reden konnte ich nicht mit ihm, weil er beinahe ganz taub ist. Wenn ich auf der Straße ging, kamen alle Nachbarn und Bekannten vor die Thür und hießen mich freundlich willkommen und flüsterten dann unter sich, wie ich weiter ging, über den artigen jungen Menschen, den sie als einen kleinen Jungen gekannt hätten, und der so bescheiden und so gelehrt wäre.“ Eine gleiche Liebe fand Voß bei seinem Besuche in Neubrandenburg; doch wurde ihm die Stelle, um die er sich bemühte, nicht zu Theil, hauptsächlich weil seine Versuche „die Unterdrückung des wichtigsten Standes im Staate zu hemmen,“ nämlich die beiden Göttinger Idyllen „die Leibeigenen“ und „die Freigelassenen,“ ihn bei dem Adel mißliebig gemacht hatten; ein andermal deutet er an, daß seine religiösen Ansichten Bedenken erregt hätten; „ich lernte bei der Gelegenheit, daß selbst die niederträchtigsten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos sein würden.“

Im Herbst reiste er nach Flensburg und genoß die Freuden des Wiedersehens seiner Verlobten. Sie wurden etwas dadurch getrübt, daß er sie nicht so heiter fand wie früher, indem die Sorge um die Zukunft einen Schatten auf das Glück der Gegenwart warf. Die Gesundheit ihres Vaters war so geschwächt, daß ein baldiges Ende zu fürchten war; Voß sah ihn bei diesem Besuche zum letzten Mal.

Er hatte sich überzeugen können, daß die Familie seiner Braut einer Heirath ohne Amt und Besoldung durchaus abgeneigt sei. Es lag ihm daher sehr daran, dies zu erhalten. Zu-

nächst entschloß er sich zu einem Gesuch an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der sich vor kurzem gegen Klopstock als liberalen Freund deutscher Poesie erwiesen hatte. Es war nicht eine Bewerbung um ein Lehramt, obschon er „im Fache der alten Literatur zu brauchen" wäre; denn er fürchtet, „daß seine dichterischen Talente, die er als einen Ruf der Vorsicht betrachte, durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden"; sondern er hofft als Idyllendichter des freisinnigen Fürsten Gunst sich zu verschaffen. „Man hielt ehedem Hofpoeten," heißt es in dem etwas seltsamen, höchst charakteristischen Bittschreiben vom 20. December 1775; — „gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. . . . . . . Ich halte mich verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwaigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Mißverständniß der Theokritischen Sitten in nüchterne arkadische Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hülfe meiner Freunde getraute ich mir in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?), brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich fürs erste immer etwas auf den Musen-

almanach rechnen ließe." Dieses Gesuch war eben so wenig von Erfolg als die ein Jahr spätere Bewerbung um ein Conrectorat in Hamburg, bei der er Goeze und dessen Partei gegen sich hatte, ungeachtet sie von einer Empfehlung Heyne's unterstützt ward.

Inzwischen war Vater Boie im Frühjahr 1776 gestorben. Die Familie blieb in sehr beschränkten Umständen zurück; da überdies Ernestinens Gemüthszustand und selbst ihre Gesundheit durch das Verhältniß zu einer launenhaften Mutter litt, so war Voß entschlossen, Ernestine baldigst als seine Gattin heimzuführen, wenn es ihm gelänge, das Widerstreben der Mutter zu überwinden; sein Freund Boie stand ihm dabei zur Seite, auch Klopstock ließ sich von Ernestine zu einem beruhigenden Schreiben an die Mutter bewegen. Stolberg schenkte ihm seine Uebersetzung der Ilias, so daß von dem Honorar die Kosten der ersten häuslichen Einrichtung bestritten werden konnten; die Einnahme des Musenalmanachs schien „gewisser als alle Professionen und manche Aemter." Dennoch hatte Voß noch einen schweren Kampf zu bestehen, als er im April 1777 nach Flensburg kam. Wochen vergingen in Familienverhandlungen, bis endlich die Mutter zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Kinder bewogen ward und ihre Einwilligung gab. Das Hochzeitsfest ward im Juni in einfachster Weise gefeiert. Er flocht selbst der Braut den Kranz ins Haar. Wenige Tage darauf reisten sie nach Wandsbeck ab.

Beglückt im langersehnten Besitz, fühlten sie keine Beschwerde, wenn auch ihre Wirthschaft sehr beschränkt und ihre Einnahme gering war. In der gemietheten Wohnung waren sie den ersten Sommer über auf ein einziges Kämmerchen beschränkt; sie wohnten — und doch „sehr behaglich" —

in einem kleinen breternen Gartenhause. Gegen Anfang Septembers machten sie sich auf die Reise in die mecklenburgische Heimat. Wir treten vor das idyllische Bild, das „der siebzigste Geburtstag" vor uns entfaltet. Die Kräfte des alten Schulmeisters hatten in den letzten Jahren sehr abgenommen; aber der Anblick der geliebten Schwiegertochter gab ihm eine jugendliche Heiterkeit wieder; er äußerte, daß er Gott für nichts so sehr danke, als daß er ihn die Freude hätte erleben lassen, seine Schwiegertochter zu sehen. „Es war sehr rührend," schreibt Voß in einem Briefe vom 4. September, „wie die Eltern gestern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht stattlich zu bewirthen. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tische zu sitzen, sondern richtete draußen in der Küche zu und kam dann nur zuweilen hereingelaufen, mit einem Gesichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und übersah ihre Kinder. Ach, es muß unaussprechliche Wollust sein, Freude an seinen Kindern zu erleben! aber es ist gewiß nicht weniger entzückend, die Freude seiner Eltern zu sein." Wie in Penzlin, war es auch in Neubrandenburg für Voß eine hohe Freude, seiner jungen Frau alle die ihm durch die Erinnerung an seine Kindheit theuren Plätze zu zeigen; er führte sie zu Allen, die ihm den dortigen Aufenthalt durch Freundlichkeiten und Wohlthaten erleichtert hatten. Das junge Paar blieb mehrere Wochen in dem Pfarrhause zu Großen Vielen, wo Voß sich auf Brückner's Studirstube wohnlich einrichtete und den Genuß herzlichen Umgangs und heiterer Ausflüge in die Umgegend mit geistiger Beschäftigung abwechseln ließ.

Gegen Ende Octobers trat er mit seiner Frau die Rückreise nach Wandsbeck an. Die letzte Bitte des alten

Vaters beim wehmüthigen Abschied war, nächstes Jahr wiederzukommen. Doch sie sahen sich zum letztenmal; der Vater starb im Sommer des folgenden Jahres. Voß hatte das Bewußtsein, trotz eigner Dürftigkeit redlich die Pflicht des Sohnes erfüllt zu haben. Noch bei dem letzten Besuch hatte er darauf gedrungen, daß der Vater, um seine Gesundheit zu pflegen, sich der anstrengenden Arbeit enthalte. Um diese Erleichterung möglich zu machen, bestimmte er aus seinen geringen Mitteln vierteljährlich einen Louisd'or mit dem Versprechen, sobald er in eine bessere Lage komme, mehr geben zu wollen. Zugleich stellte er eine rechtsgültige Schrift aus, worin er seine Ansprüche auf den Nachlaß des Vaters an seine Mutter und seine Schwester — sie erreichte nur ihr vierundzwanzigstes Jahr — abtrat.

In Wandsbeck fanden die glücklichen Gatten neue Beschäftigung mit der Einrichtung einer bequemeren, etwas geräumigeren Wohnung. Den Garten mit eigener Hand zu bestellen, war für Voß die angenehmste Erholung von der geistigen Arbeit. Die häuslichen Freuden wurden im Sommer 1778 noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht, dem er seines Freundes Stolberg Namen Friedrich Leopold gab. „Der Himmel gebe," schreibt er an Gleim, „daß er mit dem Namen etwas von seinem Geiste erbe." Zugleich erheiterte ihm der Umgang mit vielen trefflichen Männern manche Stunde; Claudius, immer herzlich und offen, war ganz in der Nähe; Hensler, damals Arzt in Altona, ein vielseitig gebildeter, edelgesinnter Mann, ward Freund des Hauses. Klopstock kam oft nach Wandsbeck; er hatte eine besondere Freude daran, wenn ihm die junge Frau eine Pfeife Taback stopfen und anzünden konnte. Das alles waren Verhältnisse, über welche die glückliche

Genügsamkeit und ländliche Sitteneinfalt den Reiz der Poesie verbreitete.

Was Voß als Dichter geworden ist, erreichte er in der heitern Muße von Wandsbeck. Hier entfaltete sich die Lyrik seines Gemüths und das Beste seiner idyllischen Dichtung. Die Idyllen die Bleicherin, das Ständchen, der Riesenhügel, die büßenden Jungfrauen und der Abendschmaus, so wie die Idyllen in niedersächsischer Mundart de Winterawend und de Geldhapers wurden in den Jahren 1777 und 1778 verfaßt. Damals wurde schon der Plan zur Luise entworfen, welche das Glück der jungen Liebe und die Genüsse ländlicher Natur zu schildern bestimmt war. „Das Edelste" — so heißt es in Ernestinens Mittheilungen, „was er in sich fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst sein Ideal eines Landpfarrers geben. Auch der siebzigste Geburtstag war nach seiner ersten Anlage für die Luise bestimmt. Die Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe." Man sieht, daß kein epischer Plan entworfen wurde, sondern daß es der Dichter nur auf ein Aneinanderreihen idyllischer Scenen abgesehen hatte.

Seine Studien betrafen die Literatur des Alterthums; doch stand damals noch der Philolog hinter dem Dichter zurück. Mehrere Jahre beschäftigte ihn der Plan, der Uebersetzer des Pindar zu werden. Als Probe erschien „Pindars erster pythischer Chor" 1777 im deutschen Museum. Allein der kühne Flug des griechischen Hymnendichters traf mit Voß' poetischer Richtung nicht zusammen. Die erste Anregung zur Uebersetzung der Odyssee ging von Klopstock aus, der die Homerischen Bruchstücke, welche er in den zweiten Theil der Gelehrtenrepublik aufzunehmen

gedachte, von Stolberg und Voß metrisch übertragen lassen wollte. Im März 1777, wo Voß erst 400 Verse übersetzt hatte, war es ihm bloß „wahrscheinlich,“ daß er die ganze Odyssee verdeutschen werde. Es lag jedoch diese Arbeit so sehr innerhalb der Sphäre seiner idyllischen Dichtung, daß sie gar bald seine Lieblingsbeschäftigung ward. Selbst am Morgen des Hochzeitstages verloren die Homerischen Hexameter für ihn ihre Anziehungskraft nicht. Ein Jahr später war er schon bis zum siebenzehnten Gesange vorgerückt; die erste Probe, den vierzehnten Gesang, brachte 1779 der Wieland'sche Merkur. Und bei dieser epochemachenden Homerübersetzung — welch eine idyllische Einfachheit im gelehrten Hausgeräth! Die Barnesische Ausgabe der Odyssee, die einzige, die ihm bei der Uebersetzung zur Hand war, lieh ihm ein Hamburger Freund; die Ilias fehlte und konnte nicht verglichen werden; erst 1779 schickte ihm Gleim die Clarke'sche Ausgabe des Homer.

Im Herbste 1778 wurde Voß auf Büsch' Empfehlung zum Rector in Otterndorf erwählt. Wegen der Unsicherheit des Musenalmanachs entschloß er sich zur Annahme der Stelle, obschon sie nur ein dürftiges Einkommen bot und ihn von seinen theuersten Freunden entfernte. Voß und seine Frau hatten die preiswürdige Lebensphilosophie geübt, überall die Lichtpuncte im Leben aufzusuchen. Selbst in dem flachen reizlosen Marschlande, das nicht einmal den Genuß eines reinen Quellwassers gewährte, freuten sie sich kindlich der grünen Wiesen und üppigen Kornfelder, die sie zur Sommerzeit durchwandern konnten, und des kleinen mit eigener Hand bepflanzten Gärtchens am Hause, gewannen die biedere Sitte der freiheitsstolzen Hadeler lieb und ließen sich bei ländlichen Schmäusen und Gesprächen wohl sein. Nachdem Voß jahrelang seine Beschäfti-

gung nach Muße und Neigung hatte wählen können, empfand er allerdings schwer die Bürden seines neuen Berufs, der ihm auferlegte, täglich sechs Stunden in den Elementen der alten Sprachen zu unterrichten. Allein „meine Erholung vom Karrenziehen ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und der kleine freundliche Junge, der täglich klüger wird, diese stärken mich, daß ich die Odyssee vollenden kann."

Im Jahre 1779 konnte er sein mühsames Werk, das „mit Schmerzen und Freude geboren" war, für beendigt erklären. Da ihm von Buchhändlern nur ein geringes Honorar geboten wurde, so entschloß er sich zum Selbstverlag und erließ eine Einladung zur Subscription. Diese hatte jedoch anfangs nicht den gewünschten Fortgang. Wenige nahmen sich derselben an; selbst Ramler ließ ihm sagen, er müsse die griechischen Namen römisch machen, wenn seine Bemühungen für ihn fruchten sollten; in Schwaben hatte man seinen Collecteuren geantwortet, daß man den wohlfeilen Nachdruck, der nicht ausbleiben werde, abwarten wolle. Wiederholte Ankündigungen drangen endlich durch, so daß die Odyssee 1781 zu Hamburg auf Kosten des Verfassers erscheinen konnte. Bewunderung und Beifall war allgemein und konnte durch den beißenden Spott Lichtenberg's, der die Schreibweise Athänä u. dgl. lächerlich gemacht und ihn den Erfinder des Schöpsenlauts genannt hatte, und durch ähnliche oberflächliche Angriffe nicht beeinträchtigt werden; es war eine von den wenigen Verdeutschungen, die mit Hülfe der Poesie zu Stande gebracht waren.

Häufige Fieberkrankheiten, die gewöhnliche Plage in dem sumpfigen Küstenlande, machten Voß eine Veränderung seines Wohnorts wünschenswerth. Anerbietungen von Riga und Hannover aus hatte er ausgeschlagen, weil er dort

keine Verbesserung seines Einkommens sah; allein die Aufforderung Stolberg's zur Uebernahme des Rectorats in Eutin eröffnete angenehme Aussichten, und Voß zog im Sommer 1782 an den Ort seiner neuen Wirksamkeit, dem die rüstigste Kraft seiner männlichen Jahre gewidmet war. Es war kein freudiger Eintritt; wenige Monate darauf wurde ihm sein Lieblingssöhnchen durch den Tod entrissen. Schmerz und Trost spricht sein Gedicht „Trockne deines Jammers Thränen" in erhebender Weise aus. Seine Wohnung war schlecht, seine Einnahme gering. Da indeß die Regierung sich bereitwillig zeigte, sein Gehalt zu erhöhen, und ein besseres Haus für ihn kaufte, so schlug er die Berufungen an die Universität Halle und an die Domschule zu Halberstadt aus. „Ich denke," schreibt er 1783, „daß Eutin wohl der Ort meines Bleibens sein wird. Ich habe viel Arbeit, aber doch Brod und Achtung, und Freiheit in der Schule zu machen, was mir gefällt." Den Titel eines Consistorialassessors schlug er aus; drei Jahre später wurde er zum Hofrath ernannt. Bald darauf erhielt er eine Erleichterung seines mühsamen Amts, indem ihm die Nachmittagsstunden durch einen Gehülfen abgenommen wurden.

Auf Voß' Wirksamkeit als Schulmann haben wir nicht weiter einzugehen. Er hatte nur einen kleinen Schülerkreis zu bilden und griff nicht organisirend in das norddeutsche Gymnasialwesen ein. In seinem praktischen Wirken stand er nicht auf dem Platz, der seinen Fähigkeiten und Kenntnissen zukam. Seine beste geistige Kraft wandte er daher auf seine literarischen Arbeiten und fuhr fort, was ihm als der Reiz des Daseins erschien, in Idyllen zu malen, oder was sein Inneres bewegte, in Liedern und Oden auszusprechen. Die liebliche Eutiner Gegend mit ihren waldumkränzten Seen gab dem Maler der Natur neue An-

regungen zu idyllischen Genrebildern. Nachdem er in Otterndorf die Kirschenpflückerin und den siebzigsten Geburtstag (in der ersten einfacheren Gestalt) gedichtet hatte, folgten in Eutin die ersten Bruchstücke der Luise, welche 1783 und 1784 im Musenalmanach und im Merkur bekannt gemacht wurden. In Eutins Umgebung, an die Ufer des reizenden Kellersees, führt uns das Fest im Walde, unstreitig die Krone der Vossischen Idyllen. Dann vergingen Jahre, ehe er wieder Hand anlegte; kaum daß er der Luise im Gespräche noch gedachte. Für den Musenalmanach, den er seit 1788 bis zu dem letzten auf das Jahr 1800 allein herausgab, wurde manches Lied gesungen, und an seinem Klaviere entzückten ihn die Compositionen seines Freundes Schulz, „des braven Künstlers und noch weit braveren Menschen", durch die mehrere seiner Lieder unter das Volk verbreitet wurden; er hielt sie „für das Ideal aller Liedermelodieen." Das Streben, ein Volksdichter im besten Sinne des Worts zu sein, verlor er nicht aus den Augen; auf sittliche Veredlung und Aufklärung hinarbeitend, gab er sich immer einseitiger der moralischen Tendenzlyrik hin und gerieth in den Irrthum, durch „moralische Menschenlieder" in die Seele des Volkes dringen und dadurch die Gesangbücher reformiren zu können. Durch die Moraltendenz ward auch seine Idyllendichtung mehr und mehr beschränkt und dadurch eben so innerlich unwahr, wie früher durch die arkadische Schäferwelt, deren er spottet.

Das Homerische Epos und Virgils ländliche Gedichte sind dasjenige Feld seiner Thätigkeit, auf welchem er sich das größte Verdienst erworben hat, das eben so sehr für die Alterthumskunde wie für deutsche Sprache und Nationalliteratur reiche Früchte getragen hat. Mehrere Jahre beschäftigte ihn die Uebersetzung und Auslegung des Vir-

gilischen Lehrgedichts vom Landbau, welche 1789 erschien. Mit Heyne in Göttingen war dadurch der Bruch vollständig, besonders durch die polemische Schrift: über des Virgilischen Lehrgedichts Ton und Auslegung (1791). Das gute Vernehmen mit Klopstock ward erschüttert, weil Voß andere Ansichten vom Hexameter hatte, obwohl diese in der Vorrede zum Virgil so schonend gegen Klopstock wie nur möglich erörtert wurden. Es war ihm ein trauriger Gedanke, „daß ein solcher Mann um solchen Anlaß mit Groll gegen ihn aus der Welt scheiden sollte.“ Was durch Briefe nicht erreicht war, vermochte Vossens versöhnende Ode an Klopstock (1800), die dem Dichtergreis durch eine Freundin überreicht wurde, worauf er versicherte, alles Vorgefallene sei vergessen.

Während er noch mit der schwierigen Auslegung des Virgil bemüht war, wurde er wieder zum Homer hingezogen. Als Bürger die ersten Proben seiner Hexameter-Uebersetzung der Ilias herausgab und Voß sie mit der Stolberg'schen verglich, schienen ihm beide sehr der Verbesserung zu bedürfen. Er machte selbst den Versuch, und in vierzehn Tagen war der erste Gesang vollendet. Stolberg ward eine Abschrift zugestellt mit der Aufforderung, seine Ilias noch einmal durchzuarbeiten. Dieser drang darauf, Voß möge eine ganz neue Uebersetzung verfassen. Vom September 1786 bis zum nächsten Mai ward die Ilias vollendet. Doch ließ er sie noch einige Jahre „nachreifen,“ um sie mit der umgearbeiteten Odyssee zusammen herauszugeben. Nachdem auch diese Arbeit nach den strengeren Maximen, die er seitdem in der Uebersetzungskunst und in der Hexameterform aufgestellt hatte, beendigt und auch ein Theil der Ilias von neuem umgeschmolzen war, erschienen 1793 Homer's Werke in vier Bänden.

In Verbindung mit den Homerischen Studien stehen seine Forschungen über die geographischen Vorstellungen der Alten und die mythologischen Briefe, welche 1794 in zwei Theilen erschienen. Gegen die symbolischen Deutungsversuche der Heyne'schen Schule gerichtet, haben sie ihr Verdienstliches hauptsächlich in der sichtenden, negativen Kritik. Die Behandlung des Mythus bei Homer giebt ihm den Maßstab, und die religiösen Ideen gelten als spätere Priestererfindung. Man erkennt daraus den Zusammenhang dieser Forschungen mit der immer entschiedener und polemischer hervortretenden rationalistischen Religionsansicht, für welche Voß bis ans Ende seiner Tage ein rüstiger Kämpfer war.

Der alte Gleim, welcher Vossens Leben und Wirken mit der freudigsten Theilnahme begleitete, forderte ihn auf, die Idyllen der Luise wieder vorzunehmen und das Ganze, was vollendet war, zusammen drucken zu lassen. Die erste Ausgabe erschien 1795; später kam noch eine zweite Abtheilung der dritten Idylle hinzu. Beabsichtigt ward auch noch eine andere Idylle: „die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die feierliche Einsegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeschenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von Eltern, Gespielen und Allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben."

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach!"

Diese Xenie spricht das Urtheil der Besten im Volke aus. Die Einwirkung der Luise wie des deutschen Homer war für die Entwickelung unserer Literatur von großer Bedeutung. Goethe liebte die Vossische Luise seit dem ersten Erscheinen der Bruchstücke nach seinem eigenen Geständnisse

leidenschaftlich." „Hermann und Dorothea" ist die herr=
che Frucht dieser Liebe. Voß war zu einseitig in seiner
gen Sphäre befangen, als daß er den höheren Werth
s Goethe'schen Epos hätte würdigen können. Was Voß
lbst darüber an Gleim schreibt, ist die Stimme des ge=
mmten Vossischen Freundekreises: „Ich werde mich herz=
ch freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein
llendetes Kunstwerk gewährt und nicht engherzig nach
einer Luise mich umsehn. Aber eben so ehrlich denk' ich für
ich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie
olle; Luise ist sie nicht." Der Gedanke konnte ihn sehr
ngenehm beschäftigen, denselben Gegenstand episch zu be=
andeln, „wie ja auch die Alten auf diese Art mit einan=
r gewetteifert hätten."

Von großem Nachtheil war es für Vossens Geistesle=
en, daß er in Eutin fast ganz auf sich und sein Haus
eschränkt war und keinen geistig ebenbürtigen Freund zur
Seite hatte, mit dem ein belebender und bildender Gedan=
naustausch stattfinden konnte. Stolberg hatte schon 1783
utin verlassen. Als er 1791 als Regierungspräsident
ieder nach Eutin versetzt wurde, freuten sich beide der
Wiedervereinigung, wenn auch Voß nicht ohne einige trübe
Vorahnung, und setzten ein freundschaftliches Zusammen=
ben fort. Allein es wäre für beide Theile besser gewesen,
enn ihr Lebensweg sie nicht wieder zusammengeführt hätte.
hre Ueberzeugungen und Richtungen, im Grunde von vorn=
erein divergirend, waren in den letzten Jahren noch weiter
useinander gegangen, so daß eine innere Harmonie nicht
erzustellen war. Ein Bruch mußte erfolgen und riß um
tiefer, je länger sie die Täuschung der Freundschaft noch
unterhalten gesucht hatten. Stolberg hatte sich in Folge
er französischen Revolution von seinen Freiheitsideen bekehrt

und sah überall durch politische Zerrüttung und Irreligiosität die Bande der Gesellschaft sich lockern. Voß hielt an dem Glauben fest, daß aus der scheinbaren Verwirrung „der Geist der Menschheit neue Belebung erringe.“ Stolberg suchte einen inneren Halt in den Dogmen und Mysterien des positiven Christenthums. Voß hegte zwar in unerschütterlicher Festigkeit den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, voll Ergebung und Vertrauen auf die Vorsehung, und sprach für Menschenliebe und „die That verklärter Menschlichkeit;“ aber gegen positive Dogmen und kirchliche Formen war er gleichgültig, ja feindlich, indem sie ihm als Verfinsterung und Pfaffentrug erschienen: hier war an keine Vereinigung zu denken. Das erkannte Miller 1792, als er nach einem Besuche Stolberg's in Ulm gegen Voß klagt: „O wie schmerzt es mich, daß gerade Ihr, zween der Ersten und Besten aus der großen Masse der Menschheit, einander mißversteht! Denn anders ist es doch wahrlich nichts. Ich habe in Stolberg noch ganz den alten treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe für dich. Nur das Einzige klagte er mir, daß du gegen positive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerst. Das machte dich vielleicht zuweilen etwas intolerant oder doch hart im Ausdruck.“ Im Laufe der nächsten Jahre gab es bei fortgesetztem Umgange immer wieder neue Erörterungen der großen religiösen Fragen, die nie zum Frieden führten, wenn sie sich auch stets wieder die Hand zur Versöhnung reichten; es kamen Stunden, in denen die alte Herzlichkeit sich herzustellen schien, aber auch nur schien; im Innern war Abneigung und Bitterkeit. Schon 1794 schrieb Voß seiner Frau kurz vor der Rückkehr von einer Reise: „Wäre Stolberg noch der Alte! Er verkümmert immer mehr in seinen Armseligkeiten, und

mein Gefühl ist — Mitleid. Wir müssen die weiteste Entfernung beobachten, die wir können." Stolberg suchte aber stets wieder ein herzliches Einverständniß herzustellen, und noch gab es auch ferner zwischen ihnen manche Stunde freundschaftlichen Gesprächs. Der unheilbare Riß entstand, als Stolberg 1798 durch seine Frau an Voß schreiben ließ: „wegen der Grundsätze, die Voß lehre, deren Gift durch die Liebe seiner Söhne zu Voß nur noch gefährlicher werde, könne er dieselben nicht länger in der Schule lassen." Voß war tief erschüttert; Mitleid und Bitterkeit mischten sich in seiner Seele. Stolberg's öffentlicher Uebertritt zur katholischen Kirche im Jahre 1800 erschien ihm als die tiefste Entwürdigung seines einst so hochverehrten Freundes, als der Abfall von allem Edlen und Schönen, das sein früheres Leben geschmückt hatte. „Es war an einem Sonntage," erzählt Ernestine Voß, „als Stolberg Eutin verließ. Lebendig ist mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm sein zweites Frühstück brachte. Er sagte: An Stolberg muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken, als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langsamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott lasse es ihm wohlergehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er sich so lange vergeblich gesehnt, und einen Freund, der es so treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben!" Ihm war der Schritt ein so unerhörter, daß „der Gedanke der Möglichkeit, daß Stolberg bei ruhiger Besinnung noch einmal umkehren könne, bei ihm vorherrschend blieb." Tags darauf dichtete er das Begräbnißlied: „bei diesem Liede dachte ich an meinen Schulz und erheiterte durch die wehmüthige Beschäftigung den Tag, da ein anderer viel=

jähriger Freund mich verließ.“ Wäre nur damit der Zwiespalt für immer begraben worden!

Vossens literarische Thätigkeit war seit dem Homer fast ganz den römischen Dichtern zugewandt. Er übersetzte den Virgil vollständig, verfaßte die ausführliche Erklärung der Hirtengedichte und erweiterte die Auslegung des Gedichts vom Landbau; darauf begann er die Uebersetzung des Horaz und übertrug die schönsten Erzählungen der Ovidischen Verwandlungen, unter denen ihn die Idylle Philemon und Baucis schon früher zu einer freieren Nachbildung angeregt hatte. Endlich folgte die Ueberarbeitung der Idyllen (1800), eine verbesserte Ausgabe seines Homer und die Revision seiner sämmtlichen Gedichte, woran sich die Abhandlung „Zeitmessung der deutschen Sprache“ als das Resultat seiner grammatisch-metrischen Erfahrungen und Forschungen anschloß (1802). Voß Poesie war damit eigentlich zum Abschluß gekommen. Mehr und mehr trat der Dichter hinter dem Philologen zurück. Hatte man schon beim Homer geklagt, daß die Uebersetzung ungelenk und undeutsch sei und an lebendigem Fluß der Sprache der ersten Bearbeitung der Odyssee nachstehe, so wurde die steife Manier, der der Geist des Originals unter den Händen entschlüpfte und nur das mechanische Wortgerüst übrig blieb, bei den nachfolgenden Uebersetzungen, besonders der Aeneis, noch mehr vorherrschend. Eine Rückwirkung auf die deutsche Literatur, wie sie der deutsche Homer hatte, war von diesen Uebersetzungen nicht zu erwarten.

In das gleichmäßige häuslich- literarische Leben brachten Ausflüge zu den Freunden in Meldorf, Kiel und Hamburg manche heitere Unterbrechung. Auch zu einigen größeren Reisen fehlten die Mittel nicht. Gleim in Halberstadt öffnete ihm mehrmals sein gastliches Haus und war

noch als Greis der liebevolle liebebegehrende Wirth, wie in rüstigern Jahren. In Bezug auf literarische Verbindungen bietet Vossens Reise nach Halle und Weimar im Jahre 1794 ein besonderes Interesse. Er lernte zu Halle den Meister der philologischen Kritik, Friedrich August Wolf, kennen, mit dem er schon einige Briefe gewechselt hatte. Sie trafen in ihren Homerischen und mythologischen Forschungen vielfach zusammen, wenngleich Voß die Wolfische Ansicht von der Entstehung der Homerischen Gedichte nicht zu der seinigen machen konnte. Auch die Opposition gegen Heyne verband sie. Mehrere Jahre später verfaßten sie gemeinschaftlich die strengverurtheilende Recension der Heyne'schen Ausgabe der Ilias.

In Weimar trat Voß in den Kreis der dichterischen Größen Deutschlands und fand die wärmste Aufnahme. Er hatte mehrmals die Vertheidigung seines deutschen Homer und seiner metrischen Grundsätze zu führen. Sein Vorlesen rechtfertigte seinen Hexameter. Unstreitig fand er bei keinem ein so aufmerksames Ohr wie bei Goethe. Nach der Vorlesung eines Abschnitts aus der Odyssee kam Goethe auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte für einen solchen Homer. Ihm waren die Homerischen Gesänge lange Zeit der Mittelpunct seiner poetischen Studien. Auf Vossens geistige Eigenthümlichkeit hatte diese Berührung keine Einwirkung; er scheint in jener geistbelebten Umgebung kaum empfunden zu haben, wie viel er in seinem einsamen Eutin entbehre.

Nicht der Wunsch, seine ländliche Isolirung mit einer geistigeren Umgebung zu vertauschen, ward die Veranlassung, daß er seinen bei mehreren Gelegenheiten geäußerten Vorsatz, in Eutin, wo er schon die Stellen für seine und der Seinigen Gruft gewählt hatte, seine Tage zu beschließen,

aufgab. Als er sein funfzigstes Lebensjahr beschloß, fühlte er eine große Abnahme seiner Kräfte. Er war sehr niedergeschlagen und reizbar; die Lehrstunden erschöpften ihn, und wenn er in Momenten sich der lebhafteren Erregung überließ, so blieb nur eine um so größere Nervenschwäche zurück. Er überzeugte sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit einer Veränderung seines Wohnorts und seiner Lebensweise. Er wandte sich daher an den Minister von Holmer und auf dessen Anrathen an den Herzog selbst mit dem Gesuch, ihm seine Entlassung mit einer Pension zu gewähren, so wie die Vergünstigung, nach einer seiner Gesundheit zuträglicheren südlicheren Stadt ziehen zu dürfen. Der Herzog bewilligte ihm unter den ehrenvollsten Versicherungen seines dauernden Wohlwollens, welche Voß später zu der dankbaren Widmung der Luise veranlaßten, eine Pension von 600 Thalern. Bredow, schon seit 1796 sein Gehülfe und Studiengenosse im Gebiete der alten Geographie, wurde sein Nachfolger im Rectorat. Es war ein wehmüthiger Abschied, als Voß und seine Frau sich von der altgewohnten Umgebung losreißen mußten. In dem letzten Sommer vor ihrer Abreise feierten sie noch in Meldorf im Boie'schen Hause ihre silberne Hochzeit in dem dankbaren Bewußtsein, Freud' und Leid in innigster Liebe genossen und getragen zu haben.

Im Herbst 1802 verließ Voß sein geliebtes Eutin und wandte sich über Halberstadt, wo er den erblindeten Gleim zum letztenmal sah, nach Jena, wo seine beiden ältesten Söhne studirten. Er fand dort die herzlichste Aufnahme, zunächst in dem durch den Aufenthalt seiner Söhne ihm schon befreundeten Griesbach'schen Hause. Goethe bewies sich gegen Voß und seine Familie überaus freundlich und

vorkommend. Er hatte die Absicht, Voß für die durch
ele Verluste geschwächte Universität Jena und für die
uzubegründende Jenaische Literaturzeitung zu gewinnen.
oß kam auf seine Einladung mehrmals nach Weimar und
at auch mit Schiller in näheren Verkehr, dessen liebens-
ürdige Persönlichkeit auf ihn einen wohlthuenden Ein-
uck machte. Zu dem Dichter hatte Voß eigentlich gar
in Verhältniß; das ideale Pathos der Schiller'schen Dich-
ng war ihm unleidlich, seine Dramen fand er kaum ge-
eßbar. Auf Goethe's Veranlassung machte man Voß den
ntrag, die Directorstelle am weimarischen Gymnasium oder
e Oberaufsicht der Landesschulen zu übernehmen; man
rsorgte seinen ältesten Sohn Heinrich nach ebenbeendigten
tudien mit einer Anstellung am Gymnasium zu Weimar,
nd Goethe nahm sich desselben mit väterlicher Liebe an. Allein
Joß lehnte alle ihm gemachten Anerbietungen ab, indem
r klagte, daß das thüringische Klima seiner Gesundheit
och weniger zuträglich sei als das holsteinische. Eben
o wenig Reiz hatte für ihn die Berufung nach Würzburg
ls Vorsteher des philologischen Seminars; ihm mißfiel
er neue bayerische Studienplan; er sah Papismus und
suitische Verfinsterung dahinterstecken und hatte nicht Lust
nit den gehaßten Gegnern in tagtäglichem Aerger eine
anze zu brechen. Daß er dessenungeachtet auf der Warte
tze und man ihn bei der nächsten Gelegenheit auf dem
Kampfplatze finden werde, sprechen die Aeußerungen in einem
Briefe an Miller schon prophetisch aus: „Wenn die Protestan-
en nicht aus dem Schlummer aufwachen, so werden sie un-
ehlbar von den listigen und thätigen Papisten berückt. All-
nthalben sind ihnen die Edlen von Geburt gewogen; denn
ie wissen zu gut, daß ihre Ansprüche auf Ehre und Gut
on der Meinung des Volkes abhangen, und daß diese

Meinung kein Licht verträgt. Allenthalben arbeitet man die Säugamme der Reformation zu vergiften durch Vorläufer der Jesuiten, die schon näher aus ihrem Verhau sich wagen. Gelingt es ihnen, die gelehrten Schulen zu verwüsten, so müssen die Gelehrten Mann für Mann durch besondere Anstrengung entgegenwirken. Sie sollen und werden geschlagen werden, und wenn die Welt voll Teufel wäre!" Der Dichter und Philologe ward jetzt auch der Vorkämpfer für protestantische Denkfreiheit.

1804 machte Voß eine Reise nach Schwaben und dem Oberrhein, verlebte die glücklichsten Tage bei dem alten Bundesbruder Miller zu Ulm, mit dem er die herzlichen Bundestage der Jugend erneuerte, und besuchte dann Carlsruhe und Heidelberg. Eine Folge der neuerworbenen Bekanntschaften war, daß ihm im nächsten Jahre das Anerbieten gemacht wurde, gegen ein Jahrgehalt von 1000 Gulden seinen Aufenthalt in Heidelberg zu nehmen, ohne deßhalb durch Verpflichtungen als Universitätslehrer belastet zu sein. Nichts konnte für Vossens Wünsche befriedigender sein. Hatte Goethe sich noch kurz zuvor sehr erfreut gezeigt, als die Würzburger Unterhandlungen sich zerschlugen, so hielt er seinen Unmuth über Vossens Weggang nach Heidelberg kaum zurück. Er war kalt beim Abschied, und ein herzliches Verhältniß, das überdies bei der großen Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten nicht von Dauer sein konnte, ward nicht wieder hergestellt, wenngleich Goethe sich nicht abhalten ließ, bei seinen Besuchen in Heidelberg in den Jahren 1814 und 1815 auch im Vossischen Hause einige Stunden zuzubringen, sowie auch sein Sohn während seiner Studienzeit in Heidelberg in Vossens Hause die freundlichste Aufnahme fand. Der Grund seiner Mißstimmung enthüllt sich klar in der Aeußerung gegen Heinrich Voß,

bald nach Schiller's Tode: „Schiller's Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg — das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht."

Ueber Vossens Leben in Heidelberg können wir kürzer hinweggehen, zumal da dieser Zeitabschnitt jenseits der Grenze unserer Darstellungen liegt. Es ist das Stillleben des Alters und, wenn auch in rüstiger Kraft, ein Fortgehen in dem altgewohnten Gleise der Studien, das Voß auch in der veränderten Umgebung nicht verließ. Der Entwickelung der nationalen Literatur seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts stand er nur noch polemisch gegenüber. Hatte ihm schon Schiller's Ueberschwänglichkeit nicht gefallen wollen, so entbrannte sein Zorn noch heftiger gegen die romantische Schule, welche ihn seit Schlegel's Recension der Homerübersetzung vielfach persönlich gereizt hatte. Die neuen romantischen Formen dünkten ihm eitle Wortspielerei; das Sonett verfolgte er als die ärgste Ausartung der Klingklangpoesie, wofür ihm, gleich wie seinem Freunde Baggesen, dem Herausgeber des Klingklingel-Almanachs, die ganze Neuromantik galt. Dennoch ließ er sich noch im Alter in einen Wettstreit mit Schlegel ein, als er in Gemeinschaft mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham sich an die Verdeutschung Shakspeare's wagte. Bei allem Verdienstlichen in der Ueberwindung einzelner Schwierigkeiten konnte diese Uebersetzung doch nur ein kleines Publicum finden, da die der Sprache aufgedrungenen Härten keinen poetischen Genuß zuließen. Durch tieferes Verständniß des Dichters war Heinrich zu diesem Werke befähigter, als der Vater.

Der Kreis, zu dem sich Vossens Thätigkeit am liebsten und am folgenreichsten wandte, waren die Dichter des Al-

terthums. Er vollendete die schon in Eutin angefangenen Uebersetzungen des Horaz (1806), des Hesiod und der Argonautica des Orpheus (1806), übertrug die griechischen Idyllendichter und die römischen Elegiker, das astronomische Lehrgedicht des Aratos und die für mythologische Forschungen wichtige Hymne an Demeter, überarbeitete seine Uebersetzung des Homer, die er 1821 zum fünften Mal „stark verbessert" herausgab und machte den schwierigen Versuch, uns einen deutschen Aristophanes zu schenken, auch hier auf fremdartigem Gebiet wie beim Shakspeare scheiternd. Bei dieser Uebersetzung war ihm noch sein Sohn Heinrich zur Seite, von dem die erläuternden Anmerkungen hinzugefügt wurden. Ein Jahr darauf hatte er den Tod seines geliebten Sohnes und treuen Genossen seiner Alterthumsstudien zu betrauern. Der Wunsch, mit dem er sich von dem Sterbebette seines Heinrich erhob, war, die Uebersetzung des Aeschylos, welcher der in dem kräftigsten Mannsalter Dahingeschiedene siebzehn Jahre die heitersten Stunden seines Lebens gewidmet hatte, als ein Denkmal seines Fleißes der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Vater legte an sie noch die letzte Hand, deren einige Partieen noch zu bedürfen schienen, und bereitete die Herausgabe vor, die auch er nicht mehr erleben sollte.

Wir haben schon angedeutet, daß Voß in den neueren Richtungen der Wissenschaft und Poesie, in den Organisationen des Kirchen- und Unterrichtswesens das tückische Gespenst hierarchischer und mystischer Verfinsterung schleichen sah und darauf unverwandt das Auge gerichtet hielt. In dieser Ansicht bestärkte ihn sein Freund Paulus in Heidelberg, in welchem er einen Gesinnungs- und Kampfgenossen fand. Voß holte nochmals in glühendem Zorn zu einem gewaltigen Schlage gegen die Römlinge und Verfinsterer

aus, als er 1819 die Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? als einen chemischen Zerlegungsproceß des im Verborgenen schleichenden Giftes bekannt machte. Neben dem Verdammungsrufe der Gegner mußte auch das Bedauern der Freunde laut werden, daß die Geheimnisse einer jahrelangen Jugendfreundschaft mit der gehässigsten Bitterkeit ans Licht gezogen wurden; nur so viel ließ sich zur Entschuldigung sagen, daß es in dem Glauben geschah, für Wahrheit und Recht in offenen Kampf zu gehen. In gleicher Absicht eröffnete er in der Antisymbolik die Fehde gegen Creuzer, dessen mythologische Deutungsversuche ihm die verfinsternde Mystik auch in die Wissenschaft des Alterthums einzuschwärzen schienen. Der mythologische Streit hatte noch viele neue literarische Pläne in ihm angeregt; trotz der Höhe seiner Jahre fühlte er sich im Besitz seiner vollen Geisteskraft und zu der regsten Thätigkeit befähigt.

Seinen 75. Geburtstag beging er mit jugendlicher Heiterkeit. Am Morgen dieses Tages schloß er seine Frau in die Arme mit den Worten: du bist mir heute noch eine Braut, und fügte hinzu, er fühle sich kräftig an Geist und Leib, noch Manches auszuführen, wenn sie nur bei ihm bleibe. Wenige Tage darauf befiel ihn eine Ohnmacht, welche er und die Seinigen noch nicht als den Vorboten naher Gefahr erkannten. Er erholte sich so schnell, daß er bald zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren konnte. Doch stellten sich häufig Brustbeklemmungen ein; das Sprechen machte ihm Beschwerde, er war oft unlustig und verstimmt. Das Osterfest versetzte ihn in eine sehr weiche Stimmung; am Rande des Grabes umschwebten ihn gleich Engelschören die Erinnerungen an die inbrünstige Andacht, mit der am Charfreitag der Gesang der Gemeinde in

der Kirche zu Penzlin sein Herz erfüllt hatte. Am ersten Ostertage, als die Glocken läuteten, sprach er mit Lebhaftigkeit von der herzerhebenden gottesdienstlichen Feier in Penzlin; er ließ sich sein altes Gesangbuch geben, schlug das Lied auf, das man gewöhnlich gesungen, und ließ es sich von seiner Frau vorlesen. Da die Sonne als freundliche Frühlingsverkündigerin in sein Zimmer schien, mußte man das Fenster öffnen; er freute sich der schwellenden Blüthenknospen und sagte: Wenn wir nur erst wieder mit einander herumgehen könnten! Die nächsten Tage jedoch nahm die Mattigkeit schnell zu, und die Ohnmachten kehrten häufiger wieder. Am 29. März nahm ihn ein leichter Tod hinweg. Mitten unter Freundesgesprächen griff er mit einem plötzlichen Ach! nach dem Herzen und lag wie ein sanft Schlafender da.

„Voß hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war: kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung und keine Persönlichkeit erwidert.“ Mit diesen Worten schloß Voß einen im Jahre 1818 verfaßten kurzen Abriß seines Lebens. Mit dem ruhigen Bewußtsein einer unter allen Verhältnissen bewährten sittlichen Gesinnung weist er hin auf sein uneigennütziges Streben nach Selbstveredlung und Beförderung der höchsten Zwecke der Menschheit. Der Kampf gegen Armuth und äußeren Druck hatte seine Energie gestärkt und seiner Individualität ein scharfes, entschiedenes Gepräge gegeben. Daher mußte bei dem einsamen Gange seines Lebens sein persönlicher Charakter eine um so größere Abgeschlossenheit und Unfügsamkeit erhalten,

lche unter besonderen Anlässen Derbheit und Härte ward.
on seiner Reizbarkeit hatten manchmal auch die Vertrau-
ten und Geliebtesten in seiner nächsten Umgebung zu leiden;
den schonenden Schilderungen seiner Gattin läßt sich
ischen den Zeilen von manchem häuslichen Kummer lesen.
och war sein Herz liebevoll und hegte warme Freundschaft
gen die, deren Gesinnung und Streben seine Achtung
wonnen hatte. Offenheit und Biederkeit, einfache, redliche
itte galt ihm über Alles. Diese Tugenden fand er in
n schönsten Dichtungen des Alterthums in Verbindung
it einem klaren, praktischen Verstande, der die gegebenen
erhältnisse nie aus den Augen verliert. Von dieser Seite
trachtet, war ihm das hellenische Alterthum der Inbegriff
s Schönen, Guten und Wahren, die Schule der edlen
enschlichkeit, der Kalokagathie.

Wie wir in der Auffassung der antiken Weltanschauung
oß überall sich in der Sphäre einer scharfbegrenzten Sub-
ctivität bewegen sehen, so ist auch seine Religionsansicht
n subjectiver Rationalismus, den er im Fortgang des
bens um so höher hielt, je mehr dieser sich an ihm selbst
währte; in seinem Glauben fand er eine ungetrübte
eelenruhe und Trost in manchen Leiden; die Hoffnung
f unsterbliche Fortdauer war ihm eine Erquickung im
ngesichte des Todes. Was über jene Grenzen hinausging,
rwarf er als Wahnglauben und mystischen Trug; gegen
e Intoleranz der Anhänger positiver Bekenntnisse konnte
selbst wieder intolerant werden. Als er daher durch
omantik, mystische Philosophie und Dogmatik die geistige
reiheit, die herrlichen Errungenschaften der Wissenschaft
d deutscher Geistesbildung bedroht sah, kämpfte er für
e Aufklärung mit allem Aufgebote seiner Kraft. Die
eftigkeit, mit der er hierbei verfuhr, entschuldigt Goethe

in der Recension der Vossischen Gedichte mit den treffenden Worten: „Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen Andern das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.“

Voß' Religiosität würde man verkennen, wenn man sie, wie Gelzer, bloß als „eine dürftige Verstandesabstraction“ ansähe; sie beruhte auf einem warmen religiösen Gefühl. Den Kern seiner Glaubensüberzeugung bezeichnen uns die Worte in der Antisymbolik: „Was ist es, wohin jeder Edlere ringt mit angeschaffenem Sehnsuchtsdrange, was jeder Edlere für sich oder mit Geistesgenossen in tiefahnenden Weihestunden aus der innersten Herzensoffenbarung sich erstreben muß, bis finsterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenschimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es ist das hochhehre, das unausforschliche Geheimniß Gott und Unsterblichkeit.“ Aehnliches spricht er in vielen Stellen seiner Gedichte aus und weist auf das Guthandeln als die höchste Religion hin. Zur Ergänzung erwähnen wir des Zeugnisses, das sein Freund Tiedemann an seinem Grabe aussprach: „Nennt Ihr Religion den unbedingten und befangenen Glauben an Lehrsätze, wie sie Menschensatzungen über Gott und die Offenbarung des Göttlichen aufgestellt haben,

o war er kein religiöser Mann. Denn er hegte die Ue-
erzeugung, Gott sei so erhaben, daß die vollkommene Er-
orschung und Erkenntniß des Göttlichen durch des Men-
chen Geist nie abgeschlossen sein werde. Er hielt sich fer-
er für überzeugt, die Idee von Gott, Unsterblichkeit und
Tugend, als die Grundlage des Christenthums, werde um
o reiner und veredelter in dem Menschengeschlechte hervor-
reten, je mehr sich dieses selbst in seiner Cultur der gei-
tigen Veredlung nähere. . . . . Nennt Ihr aber Religion
nd Frömmigkeit den festen und unerschütterlichen Glauben
n Gott, an eine göttliche Weltordnung, an Wahrheit und
Tugend, den sicheren Hinblick auf Unsterblichkeit und das
edlichste Bestreben und Ringen nach Tugend und geistiger
Veredlung, dann war Voß von einer Religiosität und Fröm-
nigkeit durchdrungen, wie vielleicht nur wenige unter uns."

Die sittliche Strenge, der Ernst des Strebens begleite-
en Voß auch im wissenschaftlichen Forschen. Sein Ziel
war die Wahrheit, und für sie war ihm keine Untersuchung
u kleinlich oder zu mühsam. Gelehrtes Scheinwesen und
itle Ruhmsucht waren ihm verhaßt; wer auf Schleichwegen
on ihm betroffen wurde, den traf seine Entrüstung mit
nerbittlicher Schärfe. Die ganze Herbheit und Reizbar-
eit seiner Natur trat hervor, wenn er berechtigt zu sein
laubte, nicht nur des Gegners Irrthümer zu widerlegen,
ondern auch seine sittlichen Schwächen bloßzustellen. In
manchen Fällen vertrat er auch hier nur die Beschränktheit
einer Subjectivität, die dem Standpuncte des Andern nicht
erecht werden konnte. Wenn der Historiker Schlosser be-
auptet: „wo Lessing und Luther genannt werden, da wird
teis auch sein Name genannt sein," so trifft dieser Vergleich
nur zu in Hinsicht auf sein unerschütterliches Streben für
as, war er als wahr und recht erkannt hatte; aber an Tiefe

des Geistes, selbst an sittlicher Freiheit hat er beide nicht erreicht, und wie weit bleibt er unter der lichten Höhe, von der Lessing's Genius das Reich des Gedankens überschaut!

Da Voß' dichterische Arbeiten bei der Darstellung seines Lebens besprochen worden sind, so können wir uns schließlich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Unter ihnen nehmen die Uebersetzungen, vor allen die der Homerischen Odyssee, die erste Stelle ein. Die Verdienste, welche sich Voß auf diesem Gebiete um deutsche Sprachbildung und Metrik erworben hat, wird kein unparteiischer Beurtheiler schmälern wollen. Seine eigenen Dichtungen sind ihrem idealen Theile nach ein Abdruck seines edlen Wollens, seiner treuherzigen Gesinnung, seines warmen Gefühls für reine Sitte und fortschreitende Veredlung der Menschheit. Indem die Abstraction des Verstandes hierin überwiegt, so neigt sich seine Lyrik zur Lehr- und Tendenzdichtung, und durch die Kunst der metrischen Formen wird sie nur noch schwerfälliger. Der leichte Ton des Volksliedes, wonach er strebte, war ihm unerreichbar; nur das Neujahrslied „des Jahres letzte Stunde" macht eine Ausnahme.

Weit näher liegt ihm das poetische Erfassen des realen Lebens, jener beschränkten Welt, in der er von Kindheit auf das schönste Glück des Daseins empfand. Wie er mit liebevollem Blicke stets auf dem Reiz der ländlichen Natur, bei der Sitte des unverdorbenen Landvolks verweilt und an den kleinsten Verhältnissen nicht geringschätzig vorübergeht, so liebt auch seine Poesie die Malerei idyllischer Scenen und beachtet die verwandte Kunst Homerischer und Theokritischer Poesie. Freilich hat die moralisirende und philanthropische Tendenz auch in mehreren seiner Idyllen die echte Naivetät nicht aufkommen lassen; allein in den

;en idyllischen Schöpfungen herrscht eine so frische,
iche Freude an Natur und Unschuld, ein so sinniges
enken in die veilchenartigen Genüsse einer beschränkten
äre des Daseins und Wirkens, daß etwas prosaisches
verk uns nicht abhalten soll, den siebzigsten Ge-
tstag und die Idyllen der Luise unter die Zierden
rer classischen Dichtung zu zählen. Voß bewegt sich in
seinem Thun und Dichten in einem engen Kreise, aber
wie viel man auch gegen ihn sagen mag — in diesem
)t er groß.

---

4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Wenn man zwei so heterogene Naturen, wie Voß
Stolberg, neben einander darzustellen hat, Männer, die
nahverwandten Gebieten des Geistes sich in ganz ver-
edener Richtung bewegen und, je weiter sie sich vom
gangspuncte entfernen, desto mehr von einander abwei-
, so ist es schwer, beiden gerecht zu sein und sich
vorurtheilsfreien Blick des Historikers zu bewahren.
rarhistorische Charaktere, die aus der Befangenheit ihrer
bjectivität nicht herauskommen, unterliegen am meisten
einseitigen Parteinahme des subjectiven Urtheils; wo
Eine Licht erblickt, sieht der Andere Schatten, was den
ien anzieht, stößt den Andern zurück. Versuchen wir
der Hand des psychologischen Entwicklungsganges eine
ective Auffassung des eben so sehr geschmähten wie ge-
rten Stolberg.

Die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu
olberg waren die Söhne des Grafen Christian Gün-
r zu Stolberg. Verwandtschaftliche Beziehungen zu dem
iischen Königshause, zugleich von Seiten seiner Gemahlin,

einer Gräfin von Castell-Remlingen aus Franken, hatten ihn veranlaßt, in den dänischen Staatsdienst zu treten. Er ward Obervorsteher einer königlichen Amtmannschaft in Holstein. Auf seinem Rittergute Bramstädt wurde sein jüngerer Sohn Friedrich Leopold am 7. November 1750 geboren; Christian war um zwei Jahre älter. Im Jahre 1756 wurde der Vater zum Geheimen Rath und Obersthofmeister der Königin Sophie Magdalene ernannt und zog mit seiner Familie nach Kopenhagen; den Sommer pflegte sie auf einem der königlichen Lustschlösser zuzubringen.

Es herrschte im Stolberg'schen Hause eine edle, sittliche Gesinnung, welche, wenn auch in bewußter aristokratischer Haltung, dem helleren Geiste des Jahrhunderts sich nicht verschloß. Der Graf gab auf seinen Gütern das erste Beispiel, den auf dem Bauerstande lastenden Lehnsdruck zu erleichtern. Höhere Geistesbildung ward hochgeschätzt; man liebte nicht das französische Wesen, sondern hielt, wie auch der dänische Hof damals den deutschen Fürsten ein anerkennenswerthes Vorbild gab, den Ernst und die Tiefe deutscher Literatur in Ehren. Klopstock und Cramer sowie ihr edler Beschützer, der Minister Bernstorff, waren Freunde des Hauses. Mit diesen begegnete man sich auch in altprotestantischer Frömmigkeit, welche zum Herrnhutismus und Pietismus, denen die Klopstockische Gefühlsreligion verwandt war, hinneigte.

Dies war die geistig-sittliche Atmosphäre, in der die beiden talentvollen Söhne heranwuchsen. Ihr Hofmeister war in der frommen Zucht der Schule zu Klosterbergen und des hallischen Pädagogiums gebildet. Schon die Knabenjahre ließen erwarten, daß der feurige, leicht erregte Friedrich den älteren Bruder überragen werde. Deutsche Dichter waren seine Lieblingslectüre; des Entzückens über Lichtwer's

Fabeln und Gleim's Kriegslieder gedenkt er noch in späteren Jahren. Milton lernte er zuerst in Bodmer's Uebersetzung kennen, und auf Klopstock's Dichtungen ruhte seine Seele mit ganzer Hingebung.

Nach dem frühen Tode des Vaters (1765) lebte die Mutter mit ihren Kindern in stiller Zurückgezogenheit auf einem kleinen Gute am Sunde. Im Frühling 1770 traten die Söhne zum erstenmal in die Welt. Auf der Universität Halle suchten sie eine weitere geistige Ausbildung; doch fanden sie in den Hörsälen wenig Befriedigung; das Studium der schönen Literatur konnte allein sie auf die Dauer fesseln. Die Mutter zog indeß nach Bernstorff's Sturz nach Altona, wo ihre Söhne nach zwei Jahren der Trennung wieder mit ihr zusammentrafen. In Hamburg sahen sie auch ihren gefeierten Klopstock wieder, und mit neuer Dichterweihe ausgerüstet, begaben sie sich im Herbst 1772 zur Fortsetzung ihrer Studien nach Göttingen.

Durch Boie wurden sie dem Dichterbunde zugeführt und auf ihren Wunsch förmlich als Mitglieder aufgenommen. Friedrich Stolberg bezauberte Alle, die ihm nahe traten, durch seine anziehende Persönlichkeit, seine edle hochstrebende Gesinnung, sein warmes deutsches Gemüth. Der Adelsstolz schien verschwunden zu sein vor seinem Enthusiasmus für Deutschthum und Freiheit, der selbst den patriotischen Voß eifersüchtig machte, als hätte er zu solcher Höhe sich noch nicht emporschwingen können. Voß und Hahn schlossen sich in ihrer vaterländischen Gesinnung am engsten an ihn an; man fühlte noch nicht, welchen Antheil die flüchtige Hitze einer phantastischen Jugendschwärmerei daran hatte. Auf diese läßt uns eine Erzählung von Voß einen Blick werfen: „Wir drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutsch-

land, Klopstock, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären." An Hahn richtete Stolberg seine pathetisch überwallende Freiheitsode, in der Tell, Hermann, Klopstock, Brutus und Timoleon als die hehren Namen, die von der Freiheitsharfe hallen, genannt werden. Der Abschied der Stolberge von Göttingen war eine Nacht der schmerzlichsten Wehmuth für die Jünglinge, welche mit den herberen Schmerzen des Lebens noch unbekannt waren; die Gefühle jener Stunden klingen in vielen ihrer Dichtungen wieder. Als man Miller's Abschiedslied „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines" sang, strömten die Thränen reichlich, und die Stimmen blieben zuletzt aus. Es entstand ein lautes Weinen, und unter Umarmungen schwur man sich ewige Freundschaft. Um drei Uhr trennte man sich. „Es war," schrieb Voß damals, „die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe!"

Die Stolberge trafen darauf mit ihrer Mutter wieder zusammen und reisten mit ihr nach Kopenhagen, wo die politischen Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten. Sie wurden zu Kammerjunkern ernannt. Nicht lange darauf ward ihnen die geliebte Mutter durch den Tod entrissen.

Die Lyrik Friedrich Stolberg's, der ein ungleich bedeutenderes dichterisches Talent besaß, als der ältere Bruder, fand in den Jahren der jugendlichen Frische und frei dahinströmenden Begeisterung ihre lebendigsten Weisen. Während er mit Klopstockischem Schwunge das deutsche Vaterland sang, stolz ein Deutscher, ein Enkel Hermanns

zu sein, trat seine Eigenthümlichkeit noch mehr in dem bald jugendmuthigen, bald elegischen Liede hervor, das den Ton der volksthümlichen Romanze zum erstenmal mit Glück anschlug; das Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn, Elise von Mansfeld und die „Romanze" vom Ritter Rudolf fallen in diese Zeit. Ein zärtliches Verhältniß knüpfte der junge Dichter mit einer schönen Engländerin an, die seine Ode „Stimme der Liebe" Selinde nennt. Da es nothwendig schien, dies durch die Entfernung aufzulösen, so machte er 1775 mit seinem Bruder eine Reise in die Rhein- und Alpengegenden. In Frankfurt machten sie die persönliche Bekanntschaft Goethe's, der mit den Mitgliedern des Göttinger Dichtervereins längst im Geiste verbunden war und nicht nur mit Friedrich Stolberg, sondern auch mit dessen Schwester Auguste in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Der Verfasser des freiheitsschwärmenden Götz und des liebekranken Werther, der ein hinsterbendes Liebesglück beklagende Verlobte Lili's, hatte mit dem damaligen Friedrich Stolberg, der zwischen melancholischer Weichheit und phantastischer Naturwüchsigkeit getheilt war, eine so innige Seelenverwandtschaft, daß wir die Stunden ihrer Jugendfreundschaft nicht nach der kühlen ironisch lächelnden Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" beurtheilen dürfen, wenn wir auch zugeben mögen, daß er in die Phrasen von Freiheitskämpfen und Tyrannenblut nicht einstimmte oder von einzelnen Excentricitäten und von den etwas anmaßlich sich aufdrängenden Liebesklagen sich belästigt fühlte.

Außer ihm schloß sich den Stolbergen als Gefährte für die Schweizerreise von Haugwitz an, der von Paris kam und in Frankfurt mit ihnen zusammentraf. In Darmstadt lernten sie Merck kennen, der für seinen jungen

Freund von der Verbindung mit Friedrich Stolberg nichts Gutes erwartete. „Dein Bestreben," sagte er zu Goethe, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Eine solche Differenz vermochte Goethe noch nicht zu fühlen. Für sie schmückte sich die Jugendfreundschaft und das Leben in einer herrlichen, großen Natur mit allen Reizen der Poesie. In Zürich fanden sie Bodmer und Lavater, den enthusiastischen Freund der jungen Dichter, deren Schilderung er in seiner Physiognomik mit der Extravaganz des kraftgenialen Colorits entworfen hat. In der Zeichnung Friedrich Stolberg's ist indeß der richtige Blick des scharfen Beobachters nicht zu verkennen: „Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um festzustehen, zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt. — Kein fester, forschender Tiefsinn, keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtigkeit. — Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. — Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will." Lavater hatte geglaubt, einen Kraftmenschen kennen zu lernen, fand aber, es gebe kaum einen zarteren, weicheren und bestimmbareren. Mit ihm wurden mehrere Ausflüge in das Schweizergebirge gemacht. Goethe konnte nur kürzere Zeit in der Schweiz verweilen und kehrte im Juli nach Frankfurt zurück. Die Stolberge mietheten auf einige Wochen ein schöngelegenes Landhaus in der Nähe von Zürich. Im Spätsommer dehnten sie ihre Reise weiter nach dem Süden aus. Ueber den Gotthard wandten sie sich nach Graubünden, nahmen von der venetianischen Grenze den Weg durch die Lombardei und Piemont bis zum Fuß des Montblanc und verweilten einige

Zeit am Genfer See, wo sie am Feste der Weinlese theilnehmen konnten. Ein Besuch wurde bei Voltaire in dem benachbarten Ferney gemacht. Ueber Zürich wurde die Rückreise nach Deutschland angetreten.

Unter Stolberg's Gedichten stehen mehrere als Denksteine der Schweizerreise. Homer, der sein beständiger Begleiter war, schon in Göttingen sein Liebling, so daß er bereits den Plan einer Uebersetzung gefaßt hatte, wird in der „Vater Bodmer" gewidmeten enthusiastischen Hymne gefeiert. Mitten unter den freiheitsstolzen Schweizern, die dem republicanisch-schwärmenden Idealisten damals noch als das Muster politischer Tugend erschienen, entstand der überschwängliche „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" und die lyrischen Herzensergüsse bei Tell's Geburtsstätte, bei Betrachtung des Rüsthauses zu Bern und der Trümmer der Zwingburg. Von all diesen etwas prätentiösen Dichtungen wenden wir uns am liebsten zu der zartesten Blüthe der Stolberg'schen Lyrik: „Süße heilige Natur! Laß mich gehn auf deiner Spur!" Es war die Sprache des tiefsinnigen Gefühls, das nach der Betrachtung des Rheinfalls in seiner Seele nachklang.

Ihren Weg nach dem Norden nahmen die Brüder über Weimar, wo Goethe einige Wochen vorher als Gast des Herzogs eingetroffen war. Mit ihm erneuerten sie die Tage der Freundschaft, und es ward ihnen bei Maskeraden, Schlittenpartieen und Eisfahrten „recht wohl." Auch Wieland blieb in der Herzlichkeit nicht zurück. Ueber Hamburg kehrten sie nach Kopenhagen zurück. Goethe, der sich von dem weimarischen Hofe für die Dauer gefesselt fühlte, wünschte seinen Freund in seine Nähe zu ziehen. Friedrich Stolberg ward zum herzoglich-weimarischen Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahr 1776 den Antrag des

Herzogs an, indem er nur die Bedingung stellte, den Sommer noch bei seinen Geschwistern zubringen zu dürfen. Inzwischen hatte Klopstock, dem man übertriebene Schilderungen von der extravaganten Genialität des Weimarer Hoflebens zugetragen hatte, sich mit seinen Abmahnungen dazwischen gestellt und die Sache mit Erfolg hintertrieben. Stolberg nahm sein Wort zurück und trat in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg, von dem er zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt wurde.

Um diese Zeit vollendete er die Uebersetzung der Ilias in Hexametern; er machte sie seinem Freunde Voß zum Geschenk, der 1778 die Herausgabe besorgte. Sie war für ihre Zeit verdienstlich, wenn sie auch später, wie Stolberg selbst eingestand, von der Vossischen übertroffen und in Schatten gestellt wurde; mit der von Voß eingeführten strengeren Form war er nicht vertraut. Seine Hexameter gleichen noch den Klopstockischen, welche (nach Voß' Ausdruck) oft nur das Auge täuschen. Zugleich entstanden in diesen Jahren mehrere seiner schönsten Gedichte, die idyllische Schilderung des seeländischen Hellebeck, die Ballade „die Büßende," die Hymnen an die Sonne und an die Erde, das Badelied, das Lied „an das Meer" und das Winterlied. Die erste Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie besorgt; sie erschien 1779 mit dem stolzen und zugleich charakteristischen, dem von ihnen seit der Göttinger Zeit gebrauchten Siegel entsprechenden Motto aus Virgil's Aeneis:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.

(Wie von dem luftigen Haupt des Gebirgs zween hohe Centauren,
Söhne der Wolk', absteigen. — Nach Voß.)

Diese Sammlung enthält das Beste, was Friedrich
olberg's Muse zu geben vermocht hat — Jugendgedichte.
den sie gleich an den Auswüchsen der jugendlichen
erschwänglichkeit, welche die Odensprache Klopstock's co-
t und in den Freiheitshymnen an den Wortschwall der
rdengesänge erinnert, so bleibt doch auch manches tief-
funbene und schöngeformte Gedicht; besonders verdienen
e Lieder Anerkennung, die in einfachen Weisen ein in-
es, zartes Gefühl aussprechen und zum Theil Volks-
er wurden.

Im Jahre 1781 wurde Friedrich Stolberg zum Ober-
nk in Eutin ernannt. Hatte er sich gefreut, in Folge
er Versetzung seinem geliebten Bruder, der seit 1777
Amtmann in dem holsteinischen Tremsbüttel lebte, näher
sein, so ward ihm noch eine andere ungehoffte Gunst des
chicks zu Theil, indem er in Eutin die Lebensgefährtin
d, in deren Besitz ihm seine schönsten dichterischen Liebes-
ume verwirklicht wurden. Agnes von Witzleben,
als Hofdame sich in Eutin aufhielt, vereinigte mit
Reizen jugendlicher Schönheit die edelsten Tugenden
er zarten weiblichen Seele. Auf dem Lande geboren und
gen, hing sie nicht an dem Glanz des Standes noch
Genüssen der großen Welt. Natur und Unschuld waren
Schmuck; ihre ganze Seele war Hingebung an den
liebten, der sie noch lange nach ihrem Scheiden von der
de als „einen Engel in weiblicher Gestalt" verehrte.
Mai 1782 verband er sich mit ihr, und ein Jahr dar-
sang er für sie als glücklichster Gatte das „Wiegen-
." Was Stolberg für sie empfand, sprechen viele an
gerichtete Gedichte aus, denen niemand die wahrste und
ste Empfindung absprechen wird.

Da ihm eine andere amtliche Stellung im Herzogthum

Oldenburg bestimmt war, so verließ er Eutin und lebte in glücklicher Zurückgezogenheit zu Borstel, einem Landgute seines Schwagers, des Grafen von Bernstorff, und bei seinem Bruder zu Tremsbüttel. Von dort schrieb er unterm 1. December 1783: „Wie still und glücklich uns in der ländlichen Hütte die Stunden verstreichen, würden wenige Städter mir glauben. Mein Bruder und ich, unsere Frauen, unsere Nichte und der Kleine sind die ganze Gesellschaft. Ich rechne noch dazu die Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und unsre lieben Landsleute. Ich fürchte mich schon auf die Zeit, da mein lieber Plutarch wird ausgelesen sein, welchem ich die Frühstunden widme. Diese langen Abende habe ich mit Cook die Welt umsegelt, auch hat mein lieber Tibullus mich zum Dritten aufgenommen, wenn er mit seiner Neära glücklich war. Mit Agnes lese ich den Thomson, mit Luisen täglich eine Stunde im Virgil. Mit beiden lese ich die Lebensläufe [von Hippel] wieder. Mein Bruder hat jetzt die Elektra des Sophokles übersetzt, und nur zwei Stücke noch übrig. Ich habe kleine Gedichte gemacht, aber wenige. Wenn ich recht im Schwelgen der Lectüre bin, so dichte ich wenig."

Im Jahre 1784 machten die Brüder mit ihrer Familie eine Reise nach dem Süden. Sie besuchten die Harzgegenden, die eigentliche Heimat ihres Geschlechts, und darauf Thüringen. In Weimar fanden sie bei Goethe die alte Freundschaft wieder; er spricht seine Freude aus, daß er „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden." Nachdem sie darauf einige Zeit in Dresden verweilt und mehrere Ausflüge in die schönsten Gegenden des Erzgebirges gemacht hatten, begaben sie sich ins Karlsbad. Nach seiner Rückkehr stand Friedrich Stolberg im Begriff, das Amt eines Landdrosten im Her=

zogthum Oldenburg anzutreten, als er mit einer Mission an den russischen Hof beauftragt ward, um die Botschaft von dem Tode seines Fürsten Friedrich August, des ersten Herzogs von Oldenburg, der Kaiserin Catharina II. zu überbringen. Er wurde in Petersburg mit besonderen Gunstbezeugungen, die auch dem Dichter galten, aufgenommen und mit dem Annenkreuz ausgezeichnet. In den letzten Tagen des Jahres 1785 kehrte er zurück, um endlich die ihm angetragene Stelle zu Neuenburg im Herzogthum Oldenburg anzutreten.

Während der Muße der letzten Jahre entstanden das Trauerspiel Timoleon „mit Chören" und die Jamben (1784), eine Reihe satirischer Zeitbilder. Freilich in der Form etwas breit und zerflossen, athmen sie doch den Geist der Freiheit und sind von einem energischen sittlichen Gefühl durchdrungen, das sich noch nicht in den Dienst misanthropischer Weltverachtung und bornirten Pfaffenthums begeben hat.

In Neuenburg theilte Stolberg mit seiner Frau sein Leben zwischen den einfachen Genüssen der Natur und den Beschäftigungen mit anziehender Lectüre, ohne in die große Welt sehnsüchtig hinauszuschauen. Der von eigner Hand gepflegte Garten, die Frühlingslandschaft, die sie mit einander durchwanderten, und das trauliche Haus, dessen Kinderkreis sich schnell mehrte, boten ihnen eine Fülle von Freuden. „Ruhe, Freude und herzliches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit sind immer hier" — äußerte Stolberg um jene Zeit. — „Auf solche Mitgäste kann man nur Freunde einladen, aber diese auch von Herzen." In ähnlicher Weise spricht sich die poetische Einladung an Lavater aus, der sich damals in Bremen aufhielt, wo man ihn für eine Pfarrstelle zu gewinnen gesucht hatte.

„Geliebter, soll in süßer Ruh'
Ich Dich, wie vor elf Jahren sehen,
So höre Deines Stolberg's Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen;
Wo Freiheit in der Einfalt Schooß
Ein Liedchen singt auf weichem Moos;
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen bauet
Und sich dem Schatten anvertrauet;
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet.

Literarische Arbeiten füllten vorzugsweise die einsamen Stunden aus. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte ihn schon die Uebersetzung des Aeschylus, während sein Bruder die Tragödien des Sophokles metrisch übertrug. Das Studium der griechischen Tragödie ermunterte sie zu eigenen dramatischen Arbeiten, um den Versuch zu machen, die dramatische Behandlung und den Chor der Griechen nachzuahmen. Nachdem Friedrich Stolberg mit dem Timoleon die erste Probe gegeben hatte, folgten gleichzeitig mit der Uebersetzung des Sophokles die „Schauspiele mit Chören von den Brüdern Chr. und F. L. Grafen zu Stolberg" (1787). Friedrich Stolberg ist der Verfasser des Theseus und des Servius Tullius. An der Wahl der Stoffe erkennt man die Tendenz. Es sind Darstellungen völkerbeglückender Könige und republicanischen Staatslebens; daher schloß sich auch der Entwurf eines Wilhelm Tell an, zu dessen Ausführung ihm seine Kräfte nicht auszureichen schienen; nur einige Chöre sind erhalten. Ungeachtet des historischen Hintergrundes und der idealen politischen Tendenz waren diese dramatischen Dichtungen doch leer an Handlung und ohne inneres Leben, ähnlich wie die verwandten Klopstockischen Dramen; sie enthalten mehr Er-

ung, Ausmalung der Situation und dialogisirte lyrische
pfindung, als dramatische Darstellung, so daß sie ohne
fluß auf die Entwickelung unserer dramatischen Literatur
ieben sind. Die Chorgesänge sind Oden in Alcäischen
choriambischen Maßen.

In dem Roman die Insel, welcher 1788 erschien,
trug er die Glückseligkeit seines idyllischen Lebens auf
politische Welt. Auf einer anmuthigen Insel sieht sich
weise Sophron von einem Kreise edler Jünglinge um=
n; ihnen schildert er das Glück eines friedlichen, fern
Geräusch der Welt dahinfließenden Daseins und er=
ert das Gemälde zu einer idealen Republik, in der
e Sitten, Freiheit und Gleichheit, Weisheit und Thä=
it ohne Gewinnsucht herrschen. Es ist ein Denkmal
idealistischen Republicanismus, in welchem man
der französischen Revolution sich so bequem zu betten
te. Einige idyllische Dichtungen in Hexametern sind
hängt.

Er ahnte damals nicht, daß seine friedliche Insel, die
als ein glückliches Asyl erschienen war, so schnell zer=
werden würde. Am 15. November 1788 war nach
r kurzen, unbedeutend scheinenden Krankheit seine Agnes
t entschlummert; der Tod nahte ihr so unerwartet, daß
den Abschied von ihrem Stolberg und ihren vier Kin=
nicht gefühlt hatte. In Begleitung seines Bruders,
schnell herübergekommen war, verließ Stolberg gramer=
den Ort, wo er seine glücklichsten Jahre genossen hatte,
suchte Trost im Kreise der Verwandten und Freunde
Holstein. Nach Neuenburg und in sein bisheriges Amt
schte er nicht wieder zurückzukehren. „Der stille Bach
nes Lebens,“ schrieb er am 23. März 1789, „auf
hem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist

versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. — Eutin rief mir tausend selige Erinnerungen bräutlicher und ehelicher Seligkeit zurück, und in dem Hause, in welchem ich sie heimholte, hat Voß Jonathansthränen mit mir geweint." Die Oden „die Bitte," „die Warnung," „die Sehnsucht" drücken das Nachgefühl seines Glücks und sein Verlangen nach Trost in ergreifender Weise aus.

„Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab,
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.
Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht,
War wie schlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.
Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Wider Erwarten zogen ihn die politischen Verhältnisse aus der Zurückgezogenheit, in der er Trost gesucht hatte. Dänemark wurde während des schwedisch-russischen Krieges von Preußen mit Feindseligkeiten bedroht. Um diese abzuwenden, erbat sich der damalige Regent, Kronprinz Friedrich von Dänemark, Stolberg vom Herzog von Oldenburg als Abgesandten an den preußischen Hof. Stolberg nahm den Auftrag an, der ihn zwei Jahre in Berlin fesselte. Er machte hier die Bekanntschaft der Gräfin Sophie von Redern, welche bei ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten, sich der Erziehung der Töchter des Hauses widmete, und verband sich mit ihr am 15. Febr. 1790. Einen Ersatz für seine Agnes hoffte er nicht zu

finden. In welcher Stimmung er den neuen Bund schloß, drücken wenige Worte aus einem Briefe an seinen Freund von Halem zur Genüge aus. „Werden Sie Ihren armen Freund begreifen," schreibt er am 4. Januar 1790, „der es wieder wagen mag uud wagen kann, nach dem Tode der Geliebtesten eine zweite Verbindung einzugehen? Ich kann des süßen weiblichen Umgangs nicht entbehren. Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen, als die Fackel des Hymen; aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will."

Mit der Berliner Gesandtschaftsreise und der zweiten Vermählung sind wir zu einem Wendepuncte in Stolberg's innerem Leben gelangt, der sich in den letzten Jahren schon vorbereitet hatte. Der Freiheitssänger, der den großen Völkersabbath auf den Trümmern der Zwingburgen in prophetischem Dithyrambenton gefeiert hatte, als der Strom des politischen Lebens noch langsam zwischen seinen Ufern floß, und die französischen Verfassungsreformen in ihrem ersten Beginn, wo sie die Sphäre der Theorieen noch nicht verlassen hatten, mit Klopstockischem Jubel begrüßte, wurde an dem revolutionsfeindlichen Berliner Hofe schnell von seinem abstracten Enthusiasmus geheilt. Schon unterm 20. Januar 1791 schrieb er an Halem: „Ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet (also Despotie ist), noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen

kann. . . . . . Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despoticen stürzen wird. . . . . . Ich ehre, ich liebe — Sie wissen wie sehr! — die Freiheit! Aber eben deßwegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat."

Die Klage über Immoralität und Irreligion hört man von Stolberg hier nicht zum erstenmal. Schon einige Jahre vorher hatte ihn Heinse's Ardinghello, die in glänzendem Colorit ausgeführte Verherrlichung der Sinnlichkeit, in einen maßlosen Zorn versetzt, der sich fast in den Ausdrücken eines inquisitorischen Bannspruchs äußert, wenn er an Halem schreibt: „O ihr Männer von Oldenburg! verbrennet das böse Büchlein, wenn euch an der Tugend eurer Weiber, Schwestern und Kinder etwas gelegen ist. Was sollen sie mit einem Buche, welches durch sehr höhnische Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als Epikuräischer Sophisterei jede Tugend aus dem Wege räsonniren will, mit einem Roman, dessen Held ein Erzbösewicht ist, welcher jede blutige That, jede Stillung schändlicher Triebe beschöniget." Nicht lange darauf verhängte er öffentlich ein ähnliches kritisches Gericht über Schiller's „Götter Griechenlands." Er hätte mit dem Urtheil ästhetischer Kritik einzelne Mängel und Auswüchse des Gedichts bezeichnen mögen; diese hat auch der Dichter nicht verkannt, der nachmals bedeutende Veränderungen vornahm. Stolberg jedoch, obschon selbst der schwärmerische Lobpreiser der griechischen Poesie, legte an die freie Schöpfung lyrischer Phantasie den christlich-dogmatischen Maßstab. „Poesie" — so lautet es in den „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht rc." — welche die

Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen. . . . . Wie sollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?" In der Sache hat daher der bittere Ausspruch der Xenien Recht:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

Der Dichter Stolberg, der Sänger des Liebesglücks und der Naturfreuden, der Bewunderer der Schweizerthaten und der freien „götterähnlichen" Griechen tritt in den Hintergrund und erinnert nur dann und wann durch einige leise Anklänge an die Ideale seiner Jugend. Der revolutionsfeindliche Graf Stolberg, der „bei seiner Mutter Asche" nicht dulden will, daß man die Franzosen Westfranken nenne, da für sie sich nur der Name Westhunnen gezieme, der Zögling herrnhutischer und katholischer Coterieen, der in engherziger Dogmatik zusammensinkt und die großartigsten Fortschritte des wissenschaftlichen Denkens als das Gift des Jahrhunderts schmäht und verdammt, steht von jetzt an vor uns. Sollen wir mit seinen Gegnern behaupten, erst jetzt habe sich der wahre Stolberg enthüllt; alles Andere sei nur eine Maske gewesen? Das sei fern! Stolberg, nach dem Tode seiner Agnes aus seinem Frieden herausgerissen und zu schwach, um mit klarem Geiste und starkem sittlichen Bewußtsein sich eine innere Welt wieder zu erbauen, schwankend und leicht bestimmbar durch die Einwirkungen seiner Umgebung, dabei zurückgeschreckt und fieberhaft erregt von der Verwirrung seines Zeitalters, in welchem ihm alle sittliche Ordnung aus den Fugen gelöst

zu sein schien, fand die Ruhe der Seele nicht wieder, als bis er sein Denken unter das Dogma der katholischen Kirche beugte. Schrittweise sieht man ihn seit 1790 sich diesem Ziele nähern. Für Stolberg als Menschen mögen seine Verehrer das Recht in Anspruch nehmen, daß es ein jeder mit Gott allein auszumachen habe, in welchem Glauben er Trost und Hoffnung finde. Die Literaturgeschichte hat jedoch eben so sehr auf ihrem Standpuncte das Recht zu behaupten, daß jeder Schritt, mit dem er seinem Uebertritte näher kam, eine zunehmende geistige Ermattung, eine immer größere Beschränktheit verräth. Unter solchen Umständen konnte auch die langersehnte Reise nach Italien ihm nicht den Gewinn bringen, den sie früher, als er noch freien Blicks in die Welt schaute, hätte haben können; jetzt wirkte sie mehr erschlaffend als stärkend.

Stolberg hatte gehofft, in Berlin die Ernennung zum Gesandten in Neapel zu erhalten. Diese Erwartung schlug fehl. Er erhielt 1791 die Ernennung zum Präsidenten der Regierung in Eutin mit der Bewilligung eines anderthalbjährigen Urlaubs, den er zur Ausführung seines Reiseprojects, auf welches er sich seit längerer Zeit durch wissenschaftliche Studien vorbereitet hatte, anwenden wollte. Nachdem er im Juni d. J. in sein neues Amt eingeführt worden war, trat er im nächsten Monate in Begleitung seiner Frau, seines ältesten Sohnes und des Hofmeisters desselben, Nicolovius, die Reise nach dem Süden an. Er nahm den Weg nach den Rheingegenden über Münster, wo er die verhängnißvolle Bekanntschaft mit der seit einigen Jahren glaubenseifrigen Fürstin Gallitzin und deren Freundekreise machte, hier fand er den Freiherrn von Fürstenberg, einen feingebildeten katholischen Prälaten, dem das Münsterland viel verdankte, und Overberg, den

vertrauten Beichtvater der Fürstin. Es knüpften sich Bande, die bald mehr und mehr sich befestigten. In Düsseldorf traf Stolberg mit seinem Freunde, dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, zusammen, besuchte in bedächtig-langsamer Weiterreise die Hauptstädte des Rheinlandes und fand manchen Freund früherer Jahre wieder. Ueber Stuttgart nach Ulm sich wendend, suchte er seinen Bundesbruder Miller auf und fand bei ihm sowie in Zürich bei Lavater, Pfenninger und Heß die alte Liebe und treue Erinnerung schöner Zeiten wieder. Bei dem Anblick der Denkmale der Schweizerthaten wirkte noch die Macht der Jugendgefühle nach, das letzte Aufflammen der Begeisterung für republicanische Freiheit. Im Herbst durchreiste er das nördliche Italien und genoß als gewissenhafter Reisender die Kunstschätze der Hauptstädte; doch war sein Blick schon getrübt, und seine Kunsturtheile haben wenig Werth. Am Vorabend des Weihnachtsfestes langte er in Rom an.

Der Aufenthalt in der „ewig einzigen" Stadt, in der seine Liebe zum Alterthum die reichste Nahrung fand, in der nicht nur Kunst und Geschichte zu seiner Seele sprach, sondern auch der Pomp der Kirchenfeste seine reizbare Phantasie gefangen nahm, sagte ihm dermaßen zu, daß er äußerte, er würde vielleicht, wenn er sein Leben außerhalb seines Vaterlandes zubringen und dabei verdammt sein sollte, in einer großen Stadt zu leben, keine Stadt Rom vorziehen. Der Papst Pius VI. imponirte ihm durch seine schöne Persönlichkeit, sowohl da er ihn am Weihnachtsfeste das Hochamt halten sah, als da er von ihm zu einer Audienz geladen war. Das christlich-gläubige Rom trug in seiner Phantasie den Sieg über das Rom des Alterthums davon. Für die Schönheit der antiken Bildnerkunst war sein Sinn nicht mehr offen und empfänglich genug. Bei Betrachtung

der Göttergestalten konnte er den engherzigen Ausspruch thun, den ihm die Xenien nicht vergessen haben: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen. — Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes.“ „Manche Aeußerungen seines Gemüths — so erzählt uns sein Biograph Nicolovius, der Bewunderer des frömmelnden, den Armen der katholischen Kirche entgegeneilenden Stolberg — ließen seine Reisegefährten nicht den Widerschein eines heitern Himmels, sondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und sie sahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer aufbrausende Innere des oft heiteren, oft traurigen, aber stets geistvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde.“

Seinen Unmuth vermochten auch die Reize des lachenden Neapel, wohin er im Februar 1792 gelangte, nicht ganz aufzuheitern. Daher sagt derselbe Biograph: „Die Freude seines Lebens schien bisweilen verwelkt und der Garten seines Daseins verheert. Lebensunmuth verscheuchte häufig die Heiterkeit seiner Seele, welcher nicht selten die Veränderung des Ortes Labung bringen mußte. Wähnte er aber in dem Leben, welches ihm mitunter eine Wüste erschien, zu verschmachten, so fehlte es ihm gleichwohl nicht an Manna in derselben, indem in seinem Herzen ein heiliges Freudenbächlein rauschte, welches seine Freunde zu der Hoffnung berechtigte, daß er an der Quelle, welche ihm Kraft, Muth und Freudigkeit gab, auch seinen Geist immer mehr nähren werde.“ Eine solche Erquickung reichten ihm die Münsterschen Freiherrn Adolf und Caspar von Droste

zu Vischering, die, auf einer Reise durch Italien begriffen, von der Fürstin Gallitzin an ihn empfohlen wurden. Sie waren Eiferer für die katholische Kirche und Mitarbeiter an dem Bekehrungswerk, das von Münster aus geleitet ward.

Stolberg begab sich von Neapel nach den apulischen Küstengegenden; von dort erblickte er die Gebirge Griechenlands, dessen Boden zu betreten ihn die Furcht vor der Pest und den Unannehmlichkeiten der Quarantäne abhielt. Nachdem er Calabrien durchreist, traf er gegen Ende Mai in Sicilien wieder mit seinen Münsterschen Freunden zusammen, in deren Gesellschaft er alle Theile der Insel mit antiquarischem Fleiße betrachtete. Seine Hinneigung zum Katholicismus erkennt man am deutlichsten aus der Apologie der unwissenden sicilianischen Klostergeistlichkeit, der er in seiner Reisebeschreibung eine lebhafte Apostrophe widmet. Während er noch in seinen „Jamben" Mönch und Pfaff und „jedes stolze Afterpäpstlein" mit eben so freiem als frommem Sinne geißelt, wehrt er jetzt von den Mönchen den Namen „Pfaff" ab; ihm gilt nur der noch als ein Pfaff, der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet.

Die Sommermonate brachte Stolberg größtentheils im Thale von Sorrent und auf der Insel Ischia zu. Eine heitere poetische Stimmung kehrte zurück; er dichtete die idyllischen Gemälde, welche er Hesperiden benannte und an seinen Freund Ebert richtete. Allein den glücklichen Tagen folgte bald die Trauer nach; auf Ischia starb sein jüngstes Töchterchen Sibylla, das ihm im Frühjahr in Neapel geschenkt worden war. Im September trat er die Rückreise nach Deutschland an. Von Rom nahm er den Weg über Venedig, das er am 26. October verließ. Nachdem er auf der Weiterreise einige Wochen in Wien und Prag ver-

weilt hatte, kehrte er zeitig genug nach Holstein zurück, um mit dem Beginn des Jahres 1793 sein Amt in Eutin antreten zu können.

Stolberg und seine Frau brachten ihren protestantischen Glauben nicht nach Deutschland zurück; im Stillen gehörten sie schon der katholischen Kirche an. Mit dem Münsterschen Kreise standen sie fortwährend in enger Verbindung, und von dort ward nichts unterlassen, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Schon im nächsten August kamen die Fürstin Gallitzin und Overberg nach Eutin, um dem angehenden Proselyten „behülflich zu sein," im nächsten Jahre Clemens August und Franz von Droste zu Vischering, worauf Stolberg 1795 den Besuch bei seinen Freunden in Münster erwiderte. Mit welchen Gesinnungen er von dannen zog, lehrt uns seine Ode Cassandra, wo er dem deutschen Volke die „Verräther" kennzeichnet,

„Die euch mit gleißendem Zauber täuschen!
Die euch verriethen lang' und verkauften lang',
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
Ins Labyrinth der Lehrgebäude
Führen bei wankender Fackeln Glanze."

Kein Wunder, daß er, wie in heiliger Zornesgluth, Goethe's Wilhelm Meister verbrannte und nur das sechste Buch, die Bekenntnisse einer schönen Seele, bewahrte. Wenn er gleichwohl in jenen Jahren eine Uebersetzung des Plato unternahm, so zog ihn nicht die aufrichtige Verehrung für das griechische Alterthum zu ihm hin, sondern er betrachtete die Platonische Idealphilosophie nur als eine Vorstufe für die christliche Mystik. Welchen Platz er der griechischen Philosophie neben dem christlichen Glauben anweisen möchte, erörtert er ausführlich in einem Briefe an Jacobi, dessen Resultat auf die Worte hinausläuft: „Immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen [den Heiden]

), nicht nur dem Maße und dem Grade nach, sondern
Natur und der Gnade nach unterschieden von der bi=
jen, wie — der Himmel über der Erde ist.“ Auf
n Abstand weist er in der Vorrede zu der Uebersetzung
Plato und in den Anmerkungen zu den einzelnen Dia=
n in einem so hochmüthigen Tone hin, daß Schiller
ört ausruft: „Die Stolberg'sche Vorrede ist wieder
s Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine an=
ungsvolle Impotenz und die gesuchte, offenbar nur ge=
te Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato
m Christum zu loben!“

Nach dem Besuche der Fürstin und Overberg's im Jahre
7 stand bei Stolberg der Entschluß unstreitig schon
seine bisherige Stellung aufzugeben und den katholi=
n Glauben nun auch öffentlich zu bekennen. Es war
ein Blendwerk, wenn er 1798 in dem „Schreiben
s holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchen=
nde“ noch einmal für den Buchstaben der augsburgi=
n Confession eiferte. Im December 1799 hielt er noch
ähnlichem Sinne eine Rede bei der Einführung eines
ngelischen Superintendenten zu Eutin. Am 1. Juni
)0 legte Stolberg und seine Frau, die an dem Ueber=
t großen Antheil hatte und eine eifrige Katholikin ward,
der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin das katholische
aubensbekenntniß in die Hände Overberg's ab.
h Eutin zurückgekehrt, bekannte er am 22. August
ntlich seine Glaubensänderung und legte sein Amt nie=
Die Kinder folgten nach einiger Zeit dem Vorgange
Eltern, mit Ausnahme der ältesten Tochter Agnes, die
ihrem Vetter, dem Grafen von Stolberg=Wernigerode,
lobt war. Sein Bruder Christian, der den Schritt
es Bruders nicht billigte, gab um diese Zeit ebenfalls

sein Amt auf und lebte seitdem auf seinem Gute Windeby bei Eckernförde.

Stolberg's Religionswechsel machte in Deutschland ein ungemeines Aufsehen. Nicht bloß Männer von rationalistischer Denkungsart, wie Voß, waren über diesen „Abfall von dem freien Geiste" empört, auch die, welche in ihren religiösen Ansichten der Mystik Stolberg's näher gestanden hatten, selbst Jacobi und Lavater, wollten doch keineswegs, wie Stolberg, biblisches Christenthum und katholischen Kirchenglauben für Eins gelten lassen und ließen sich nicht einreden, daß Stolberg's Behauptung wahr sei, er habe Jahre lang geprüft und sich endlich vollkommen überzeugt. „Nein" — so ruft Jacobi in edler Entrüstung ihm zu — „es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der Euch befallen hat; ein Gemische von Leidenschaften, die Ihr wohlgefällig in Eurem Herzen hegtet und pflegtet, hat allein Euch die Verrückung möglich gemacht, in der Ihr Euch in diesem Augenblicke so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über Eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und Ihr werdet Eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können." Die Stimmen der Zeit redeten laut genug, doch von ihm nicht mehr verstanden und kaum noch beachtet.

Am 28. September verließ Stolberg Eutin und begab sich nach Münster, das für ihn längst eine magnetische Anziehungskraft besaß. Daß es in jenem Kreise auf ein planmäßiges Entgegenwirken gegen den Protestantismus und ein Werben für die Sache der katholischen Kirche abgesehen war — das, worauf Voß nachmals seine Anklage gegen Stolberg gründete —, verschweigt selbst Katerkamp, der Lobredner der Fürstin Gallitzin, nicht: „Für die Fürstin, welche in jener verhängnißvollen Zeit alle Edlen, die mit

ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, sich an einander zu schließen und durch vereinigte geistige Bestrebungen der wilden Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohte, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürstenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verstärkt zu sehen, dessen Geist eine so nahe Verwandtschaft mit dem ihrigen hatte." Diesen ascetischen und proselytischen Zwecken widmete er von jetzt an vorzugsweise seine literarische Thätigkeit, die sich daher unserer Betrachtung mehr und mehr entzieht. Er übersetzte einige Erbauungsschriften des Augustinus und begann auf den Rath des Freiherrn Clemens August von Droste zu Vischering das Hauptwerk seiner letzten Lebensperiode, die Geschichte der Religion Jesu Christi, welche er im Jahre 1819 mit dem funfzehnten Bande, worin die Erzählung bis 430 gelangt ist, schloß; sie ist eine Verherrlichung der katholischen Kirche und eine Apologie seines Uebertritts. Beiträge zur poetischen Literatur sind noch die Uebersetzungen des Aeschylus (1802), der größtentheils schon früher von ihm übertragen war, und des Macpherson'schen Ossian (1806). Das Leben Alfreds des Großen (1815) ist zu sehr Tendenzschrift, um auf bedeutenden historischen Werth Anspruch machen zu können.

Da Stolberg als bekannter Franzosenfeind während der Napoleonischen Uebermacht in Münster streng überwacht ward, so entzog er sich dieser unangenehmen Lage, indem er 1812 das Landgut Tatenhausen bei Bielefeld sich zum Wohnsitze wählte. Die Befreiung Deutschlands erfüllte ihn mit freudigem Hochgefühle. Noch einmal erstand der Freiheitssänger Friedrich Stolberg aus seiner Gruft und feierte den Sturz des Unterdrückers in den stolzen Alcäen der Vaterländischen Gesänge. Drei seiner Söhne, die in

der preußischen Armee mit gefochten hatten, kehrten in der Schaar der Sieger heim. Der eine von ihnen starb 1815 den Heldentod in der Schlacht bei Ligny.

1816 miethete Stolberg das hannoversche Domänengut Sondermühlen, drei Meilen von Osnabrück, wo er seiner Tochter Julia nahe war. Dem Herzen nach war er jedoch so sehr Preuße geworden, daß er sich auch ferner noch als einen solchen betrachtet wissen wollte. An diesem seinem letzten, stillen Aufenthaltsorte waren seine Kirchengeschichte und ascetische Schriften seine anhaltende Beschäftigung. Nach dem Abschlusse seines historischen Werks verfaßte er die „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" und das „Büchlein der Liebe," Erzeugnisse engherziger Ascetik; seine Lyrik findet ihren Abschluß in einem Bittliede an die heilige Jungfrau und einem hypermystischen Schwanengesange von der ewigen Liebe. Voß' Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? gelangte am 14. November 1819 in seine Hände. Er war entschlossen, in einer kurzen Gegenschrift sich zu vertheidigen — „und sollte es ihm auch das Leben kosten!" Er konnte sie nicht mehr herausgeben, sie erschien erst nach seinem Tode.

Am 28. November stellte sich ohne vorhergegangene Andeutung ein heftiger Magenschmerz ein, der bald eine rasche Abnahme seiner Kräfte zur Folge hatte, so daß er sich seine baldige Auflösung nicht mehr verhehlte. Seine letzten Stunden waren ganz in dem Geiste, in welchem er die letzte Periode seines Lebens durchlebt hatte. Mehrmals ließ er sich Abschnitte aus der Bibel und Lieder von Klopstock und Claudius vorlesen und sprach zu den bekümmerten Seinigen Worte herzlicher Liebe. „Kinderchen!" sagte er unter Anderm, „laßt es euch wohl sein! Mir ist ganz wohl. Ich habe eine schöne Zeit gelebt, siebzig Jahre, was wollt

mehr? Gott weiß, wie sehr ich an der Mama und an
hange, aber doch gehe ich nicht ungern." Er em=
l ihnen für ihn zu beten und ermahnte sie dem Hei=
e anzugehören. Ueber die mannigfachen Aeußerungen
Liebe und des frommen Seelenfriedens warf auch düstere
tik mehrmals ihre trüben Schatten. Er klagte, er sei
ge, die Gerichte Gottes seien furchtbar. Gott habe
so viel Gnade erzeigt, er sei so untreu gewesen. „Du
ßt nicht," äußerte er gegen seine Frau, „welch ein großer
nder ich bin!" Ein andermal rief er aus: „Ach, das
efeuer, das Fegefeuer! Ach, wer ist rein, rein vor Gott?
ne selige Frau war eine so reine, unschuldige Seele,
betete ich alle Tage, oft mehrmal am Tag für sie."
ft waren seine letzten Augenblicke. Als der Arzt am
December, wo sich ein Frösteln eingestellt hatte, ihm die
he des Todes nicht mehr verschwieg, faßte er dessen beide
nde mit den Worten: „Danke, danke, recht herzlich
ke ich Ihnen! Gelobet sei Jesus Christus!" Mit diesen
rten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen
emzügen war er verschieden.

Die Stimmen der Parteien sind über seinem Grabe
t verstummt. Indeß auch vom literarhistorischen Stand=
cte aus mögen wir uns das Wort des jüngeren Voß
ignen: „Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwächen
Irrthümer wird er nun erkennen. — Stolberg's
seres Sein lebe in treuer Erinnerung fort!"

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Schaefer, Johann Wilhelm,

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in ü
bersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen

Bd.: 2

Leipzig (1856)